

Tatsachen – Deutungen – Fragen

Eine Zwischenbilanz der zeitgenössischen Katholizismusforschung

Welche Ergebnisse kann die zeitgeschichtliche Katholizismusforschung vorweisen? Welche Fragestellungen wurden bisher vernachlässigt? Und: Welche Impulse etwa durch internationalen und konfessionellen Vergleich oder durch methodische Anregungen führen weiter? Im kritisch-argumentativen Gespräch wurden an der Tagung am 22./23. Mai 2003 die Brennpunkte „Katholizismus und

Antisemitismus“, „Katholische Kirche und Drittes Reich“ sowie „Kirche und Gesellschaft nach 1945“ diskutiert. Die Tagung entstand aus einer Zusammenarbeit zwischen der Kommission für Zeitgeschichte und der Katholischen Akademie in Bayern. „zur Debatte“ dokumentiert einige Vorträge in Auszügen. Alle Beiträge werden von der Kommission für Zeitgeschichte in einem Buch veröffentlicht.

Zeitgeschichtliche Katholizismusforschung Versuch einer Standortbestimmung

Ulrich von Hehl

Als 1987 die Kommission für Zeitgeschichte in Bonn ihr 25jähriges Gründungsjubiläum beging, unterstrich der damalige Vorsitzende in seinem Schlusswort, dass die gravierenden Veränderungen im deutschen Katholizismus der 1960er und frühen 1970er Jahre das zentrale Thema künftiger Forschungen sein müssten. Damit hatte Konrad Repgen nicht nur das Fazit einer Jubiläumstagung gezogen, sondern zugleich den vermutlichen Schwerpunkt künftiger Forschungsaufgaben formuliert. Es sollte allerdings anders kommen: Der nahezu zeitgleiche „Historikerstreit“ rückte die NS-Zeit und den Umgang mit ihr von neuem in den Mittelpunkt. Und zwei Jahre später, 1989/90, lenkten Zusammenbruch und friedliche Revolution in der DDR den Strom der Zeitgeschichtsforschung auf ein neues, noch kaum beackertes Feld. Man ersieht daraus, dass auch Versuche, den aktuellen Stand der Katholizismusforschung zu bilanzieren, stets nur vorläufigen Charakter haben können. Über die Notwendigkeit solcher Standortbestimmungen kann gleichwohl kein Zweifel bestehen.

Dabei bedarf der Katholizismus-Begriff der klaren Umschreibung, zumal er begriffsgeschichtlichen Wandlungen unterworfen ist: Katholizismus ist nicht identisch mit Kirche, die ja in erster Linie eine theologische Größe ist. Unter „Katholizismus“ verstehen wir mit Victor Conzemius vielmehr die „kulturell-sozialen Manifestationen der römisch-katholischen Tradition“, wie sie insbesondere seit dem 19. Jahrhundert entstanden sind. Katholizismusforschung, Kirchliche Zeitgeschichtsforschung und Kirchengeschichtsschreibung der neuesten Zeit besitzen folglich gemeinsame thematische Schnittmengen, sind aber verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen verpflichtet. Die zeitgeschichtliche Katholizismusforschung zählt von Beginn an zur allgemeinen Geschichtswissenschaft.

Das führt zu einem ersten Punkt der Standortbestimmung: einem skizzenhaften allgemeinen Rückblick auf die



Prof. Dr. Ulrich von Hehl,
Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Leipzig

40jährige Geschichte der Katholizismusforschung in Deutschland (I). Ihm folgt zweitens ein Überblick über ihren gegenwärtigen Stand (II). Auf dieser Grundlage soll schließlich drittens ein Ausblick auf mögliche künftige Wege der Katholizismusforschung erfolgen (III).

I. Ein Rückblick auf vier Jahrzehnte zeitgeschichtlicher Katholizismusforschung

Am Anfang standen weder Ernst-Wolfgang Böckenförde noch Rolf Hochhuth. Als Böckenfördes kritische Betrachtung über den „Deutschen Katholizismus im Jahre 1933“ 1961 im Februar-Heft der Kulturzeitschrift „Hochland“ erschien und Hochhuths dramatische Anklage „Der Stellvertreter“ zwei Jahre später uraufgeführt wurde, hatte die zeitgeschichtliche Katholizismusforschung

längst – wie Rudolf Morsey rückblickend formuliert hat – ihre stille, von tagespolitischen Kontroversen unbeeinflusste und auf lange Sicht berechnete Arbeit begonnen. Schon während der 1950er Jahre hatte es Überlegungen zu einer wissenschaftlich fundierten Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit gegeben. Die Initialzündung aber war im Mai 1961 von einer Würzburger Zeitzeugentagung über „Die deutschen Katholiken und das Schicksal der Weimarer Republik“ ausgegangen. Die verschiedenen Initiativen engagierter Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Kirche, Publizistik und Politik mündeten schließlich am 17. September 1962 in die Gründung der Kommission für Zeitgeschichte bei der Katholischen Akademie in Bayern.

Die Auseinandersetzung mit der „Weimarer Erfahrung“ (Karl Dietrich Bracher) knüpfte an die Diskussionen der allgemeinen Zeitgeschichtsforschung an, wie sie seit Beginn der 1950er Jahre geführt wurden, getragen nicht zuletzt durch die „Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien“ in Bonn und das „Institut für Zeitgeschichte“ in München. In den 1960er Jahre aber begann sich das Gesicht der Nachkriegsgesellschaft zu verändern. Die Katholizismusforschung vollzog sich daher vor dem Hintergrund eines massiven politischen, gesellschaftlichen, generativen und innerkirchlichen Umbruchs. Die heftigen öffentlichen Debatten, die Böckenförde und Hochhuth ausgelöst hatten, führten zu zahlreichen wissenschaftlichen Unternehmungen, der Blickwinkel blieb jedoch auf die Jahre 1930 bis 1933, später dann auf die „Friedensjahre“ bis 1939 beschränkt, und er war von Polarisierungen in Fragen der Deutung und Bewertung bestimmt. Einen gewissen Abschluss erreichte diese erste Phase 1978/79 mit der sogenannten „Repgen-Scholder-Kontroverse“, in der es – noch einmal – um das vermeintliche Junktim zwischen der Zustimmung des Zentrums zum Ermächtigungsgesetz und dem Abschluss des Reichskonkordats ging. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Kommission für Zeitgeschichte bereits 28 Quellenbände herausgebracht, von denen nur vier nicht die Jahre von 1930 bis 1939/45 betrafen; unter den Monographien ihrer „Blauen Reihe“ hatten damals immerhin 10 von 28 Studien die NS-Zeit zum Gegenstand.

Wie die zeitgeschichtliche Forschung insgesamt, so gelangte auch die Katholizismusforschung zu Beginn der 1980er Jahre in ruhigeres Fahrwasser. Die Kontroversen der Vorjahre wurden durch stärker regional- und alltagsgeschichtliche Untersuchungen der NS-Zeit aufgebrochen; sie waren begleitet von einer Diskussion um die „Widerstands“-Qualität von Kirche und Katholiken. Mit der Relativierung der zeitgeschichtlichen Epochenlinie 1945 als vermeintlicher „Stunde Null“ rückten Brüche und Kontinuitäten zur unmittelbaren Nachkriegszeit, aber auch der Katholizismus der Bundesrepublik mit seinen auffälligen Veränderungen stärker in den Vordergrund.

Eine perspektivische Erweiterung vollzog sich in dieser zweiten Phase überdies am Ausgang der 1980er Jahre durch die Rezeption sozial- und mentalitätsgeschichtlicher Fragestellungen. Urs Altermatt hat diesen Wechsel der Perspektive auf die programmatische Formel gebracht, es gelte, den Katholizismus „von unten und innen“ zu erschließen. Als lebendiges Forum für entsprechende Forschungs- und Theoriediskussionen etablierte sich 1987 der „Schwerter Arbeitskreis für Katholizismusforschung“, der seine Gründung einer dezidiert sozialgeschichtlichen Ausrichtung jüngerer Katholizismusforscher

verdankt. Bemerkenswerterweise ging dieser Perspektivwechsel einher mit der von Heinz Hürten 1987 konstatierten „Verkirchlichung“ des Referenzobjektes der zeitgeschichtlichen Katholizismusforschung und der damit verknüpften Rückfrage nach ihrer eigenen Identität. Doch es kam anders, als man zunächst gedacht hatte; die große Politik wirbelte die westdeutsche Binnensicht gehörig durcheinander. Der unerwartete Zusammenbruch der DDR und die deutsche Wiedervereinigung markierten nur zwei Jahre später einen epochalen Einschnitt, der direkt auf die Zeitgeschichte zurückwirkte: Zur „älteren“, von 1917 bis 1945 reichenden Zeitgeschichte trat nun die „neuere“, den Zeitraum bis 1989 und die beiden Stränge West und Ost umfassende Zeitgeschichte sowie die 1990 beginnende „neueste Zeitgeschichte“. Mit dieser zeitgeschichtlichen „Erweiterung“ ging ein neu erwachendes Interesse an Erinnerungs- und Gedächtniskultur, zugespitzt an „Tätern“ und „Opfern“ einher. Man denke z.B. nur an die Auseinandersetzungen über Stasi-Verstrickungen oder die Wehrmachtsausstellung (1995–1999). Vor allem aber hat die „Wende“ das Forschungsinteresse am westdeutschen Teilstaat zeitweilig stark zurücktreten lassen, wobei namentlich die beiden vom Deutschen Bundestag eingesetzten Enquete-Kommissionen zur Aufarbeitung der SED-Diktatur eine starke Schubwirkung erzielt haben. Die zeitgeschichtliche „Erweiterung“ leitete eine dritte Phase der Katholizismusforschung ein, in der es gilt, die Erforschung des Katholizismus der „alten“ Bundesrepublik fortzuführen und zu in-

Die Erforschung des katholischen Milieus hat in den zurückliegenden zehn bis fünfzehn Jahren die zeitgeschichtliche Katholizismusforschung wesentlich mitbestimmt.

tensivieren, gleichzeitig aber auch die Geschichte der von ideologischer, konfessioneller und säkularer Diaspora geprägten katholischen Kirche in der DDR systematisch zu untersuchen. Ferner ist die NS-Zeit in ihrer geschichtspolitischen Dimension verstärkt in den Blick zu nehmen, und schließlich sind geeignete Deutungsansätze und -achsen zu ermitteln, welche die drei Zeitschichten sinnvoll miteinander verknüpfen, ohne sie auf unzulässige Weise zusammenzuschieben oder spezifische Differenzen zu verwischen.

II. Ergebnisse zeitgeschichtlicher Katholizismusforschung im Überblick

1. Quellen

Der Rückblick dürfte hinreichend deutlich gemacht haben, dass das Referenzobjekt der zeitgeschichtlichen Katholizismusforschung ständigen Erweiterungen und Veränderungen unterworfen ist. Das trifft am stärksten auf die Quellenüberlieferung zu: Die nach 1989 im Archiv des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) aufgefundenen Provenienzen des nationalsozialistischen Reichssicherheitshauptamtes, die die Kirchen betreffenden Akten des SED-Regimes und die kirchliche Gegenüberlieferung, ferner die Riesenberge von Akten zu Kirche und Katholizismus in der „alten“ Bundesrepublik, seit kurzem schließlich der partielle Zugang zu vaticanischen Akten über den Pontifikat Papst Pius' XI. – alles dies konfrontiert die Katholizismusforschung mit einer Überfülle an Archivalien. Um so wichti-

ger wird es sein, durch Dokumentationen und Akteneditionen Schneisen durch dieses Quellendickicht zu schlagen. Das ist eine zwar nicht besonders glanzvolle, aber ganz unerlässliche zeitgeschichtliche Kärnerarbeit. Auf diesem Wege werden die Voraussetzungen geschaffen für ein vertieftes Verständnis der verschiedenen Epochen sowie für weiterführende Forschungen. Mit der Edition der „Akten deutscher Bischöfe“ für die Zeit der Weimarer Republik und für die Jahre seit 1945 wird in den nächsten Jahren ein zentraler Quellenfundus vorgelegt. Er wird ergänzt durch die große Edition der „Akten Kardinal Michael von Faulhabers“, die kürzlich abgeschlossen werden konnte!

2. Methoden und Konzepte

Nun lag und liegt die Erforschung des (deutschen) Katholizismus im Schnittpunkt verschiedener Wissenschaftsdisziplinen und ihrer Methoden: allgemeinhistorischer, politikwissenschaftlicher, soziologischer und kirchengeschichtlicher. Gerade die Zeitgeschichtsforschung hat zur Konvergenz der unterschiedlichen Ansätze – insbesondere der theologiegeleiteten Kirchengeschichte und der profangeschichtlichen Katholizismusforschung – beigetragen. Dies wird durch die erwähnte sozial- und mentalitätsgeschichtliche Blickerweiterung ergänzt. Über die schon bekannte politische und soziale Gestalt der katholischen Kirche hinaus tritt die gesellschafts- und alltagsprägende Kraft des „Religiösen“ in den Blick, auch und gerade bezogen auf den gesellschaftlichen Modernisierungsprozess. Die Erforschung des „katholischen Milieus“ hat in den zurückliegenden zehn, fünfzehn Jahren die zeitgeschichtliche Katholizismusforschung wesentlich mitbestimmt.

Zu den wichtigen Ergebnissen der Milieuforschung zählt ein differenzierteres Bild des Katholizismus, der allzu lange nur als monolithisches Gefüge betrachtet wurde, das sich gegen einen linearen Säkularisierungsprozess abschottete, ohne diesen jedoch dauerhaft aufhalten zu können. Deutlicher erkennbar ist

Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Modernisierung und die zunehmende Autonomie der Welt gegenüber den christlichen Sinn- und Traditionsvorgaben gingen nicht spurlos am katholischen Milieu vorüber.

zum einen die Bedeutung, die eine religiös-konfessionell geprägte Sinn- und Weltdeutung in Verbindung mit gelebter Kirchlichkeit und Alltagsfrömmigkeit für die Binnenintegration des katholischen Milieus hatte. Die damit einhergehende konfessionsspezifische Selbst- und Fremdwahrnehmung hat zu dem wenig überzeugenden Vorschlag geführt, das 19. Jahrhundert als ein „zweites konfessionelles Zeitalter“ (Olaf Blaschke) zu bezeichnen. Die Formierung eines katholischen Milieus hat die im Zuge der Industrialisierung und Verstädterung einsetzende Entkirchlichung über einen längeren Zeitraum hinweg verzögern, wenn auch nicht dauerhaft aufhalten können.

Zum anderen treten aber auch die Grenzen klarer zutage, an die dieser innere Zusammenhalt angesichts politischer und sozialer Fragmentierungen innerhalb des katholischen Milieus stieß. Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Modernisierung und die zunehmende Autonomie der Welt gegenü-

ber den christlichen Sinn- und Traditionsvorgaben gingen nicht spurlos am katholischen Milieu vorüber, erfassten es aber ökonomisch-lebensweltlich (Stadt-Land) und regional unterschiedlich und ungleichzeitig. Erst in der bundesdeutschen Nachkriegszeit setzte der entscheidende Säkularisierungsschub ein, der sich in den 1950er Jahren ankündigte, ehe er in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre dann in den innerkirchlichen und gesellschaftlichen Umbrüchen massiv erfahrbar wurde. Die sozial- und mentalitätsgeschichtlich geleitete Erforschung des Katholizismus wurde nach 1989 auf die konfessionelle Diaspora der DDR ausgeweitet. Dass der Aufbau eines katholischen Milieus unter extremen Diasporaverhältnissen nicht gelingen konnte, vermag nicht zu überraschen, schon eher dagegen, dass es trotz widriger Umstände gelang, wesentliche Fundamente kirchlichen Lebens und Wirkens zu legen, die bis zum Untergang der DDR 1989 trugen. Allerdings ist auch hier der bislang vorherrschende Eindruck einer geschlossenen überwinternden, weil politisch abstinenter katholischen Kirche korrigierend zu ergänzen durch den in den 1960er Jahren einsetzenden mentalen Wandel auch bei den Katholiken der DDR. Neue Aufmerksamkeit erfahren seit 1989 Ansätze, die in den „Totalitarismen“ und der ihnen zugrunde liegenden „politischen Religionen“ einen Schlüssel zum übergreifenden Gesamtverständnis des 20. Jahrhunderts als totalitärem Zeitalter sehen. Auf dieser Basis ergeben sich auch Überlegungen zu einem Diktaturvergleich. Weiterführend sind auch Versuche, die kirchenfeindliche Religionspolitik totalitärer Gewaltsysteme wesensmäßig mit dem Religionsbegriff zu erfassen. Im Falle des Sicherheitsdienstes (SD) der SS lässt sich nachweisen, wie sich weltanschauliche Leitbilder einerseits und institutionalisierte Herrschaft andererseits wechselseitig verstärkten und dies zur Radikalisierung des – als aktiven Glaubenskrieg begriffenen – Vorgehens gegen die katholische Kirche beitrug. In diesem Zu-

sammenhang kommen sowohl jene (ehemaligen) Priester, die als Spitzel oder als hauptamtliche Mitarbeiter für den SD tätig waren, als auch die relativ kleine Zahl sogenannter „brauner Priester“, die sich als „Brückenbauer“ zum Nationalsozialismus verstanden, in den Blick. Entsprechendes gilt für das Verhältnis von Priestern zum Ministerium für Staatssicherheit der DDR.

3. Katholizismusforschung und Öffentlichkeit

Zeitgeschichtliche Katholizismusforschung befindet sich – wie die Zeitgeschichte insgesamt – stets in einer unauflösbaren Spannung zwischen der Aktualität ihres Gegenstandes, den wissenschaftlichen Grundsätzen, denen sie

Die Diskussion um Zwangsarbeiter wurde zu Recht als mediales Desaster der katholischen Kirche wahrgenommen.

verpflichtet ist, und der Vermittlung ihrer Befunde in der Öffentlichkeit. Dabei scheint der Abstand zwischen wissenschaftlicher Grundlagenforschung und der Rezeption ihrer Ergebnisse in öffentlichen Debatten oder Kontroversen sich in den letzten Jahren eher vergrößert zu haben. Gleichwohl besteht weiterhin ein erhebliches Interesse an Antworten auf Fragen zur Geschichte des Katholizismus.

Erinnern wir uns nur der fast wieder vergessenen öffentlichen Debatten über die Kontakte der Kirchen oder einzelner Pfarrer zum Ministerium für Staatssicherheit der DDR. Die nicht selten mit denunziatorischem Eifer ans Licht gezerrten Einzelheiten haben zwar zeitweilig für einige Aufregung gesorgt, ihr tatsächliches Gewicht ließ sich aber erst bestimmen, nachdem seriöse Forschungen an die Stelle publizistischer Schnellschüsse getreten waren. Als dies der Fall war, nahm die Öffentlichkeit

davon kaum noch Notiz. Doch sind aus den zurückliegenden Jahren zwei weitere Beispiele anzuführen, die das Spannungsverhältnis von quellengestützter Forschung und medialer Vermittlung und die daraus erwachsenden Herausforderungen für die zeitgeschichtliche Katholizismusforschung belegen. Beispiel eins, die aktuelle Diskussion über die Zwangsarbeiter in Einrichtungen der katholischen Kirche, traf die Katholizismusforschung im Sommer 2000 völlig unvorbereitet. Weshalb das Thema bis dahin nur in einer kleinen Studie von Hans-Michael Körner über die Seelsorge an polnischen Zwangsarbeitern behandelt und ansonsten von der gesamten Zwangs- und Fremdarbeiterforschung ignoriert worden war, zeigte sich erst in den folgenden Wochen und Monaten: Kirchliche Einrichtungen waren eben nicht der primäre Ort des Zwangsarbeitereinsatzes, der sich überdies in den kirchlichen Akten kaum niedergeschlagen hatte. Das öffentliche Interesse und der daraus erwachsende Druck auf die katholische Kirche wurde durch einen Bericht der ARD-Sendung „Monitor“ am 20. Juli 2000 befeuert. Die sofortige Überprüfung der angeführten Beispiele förderte zutage, wie nachlässig recherchiert worden war. Gleichwohl deckte „Monitor“ schonungslos einen blinden Fleck der Katholizismusforschung auf. Erst die Entscheidung des Ständigen Rats der deutschen Bischöfe Ende August 2000, selbst aktiv nach Zwangsarbeitern in kirchlichen Einrichtungen suchen zu lassen und alle noch lebenden Opfer aus eigenen Mitteln zu entschädigen, sorgte für einen öffentlichen Stimmungsumschwung. Die erwähnte Diskussion um Zwangsarbeiter wurde zu Recht als mediales Desaster der katholischen Kirche wahrgenommen. Aber: Der Klarheit halber muss der gelegentlich kolportierten Auffassung widersprochen werden, die Kommission für Zeitgeschichte habe im Vorfeld durch eine verfehlte Informationspolitik gegenüber der Deutschen Bischofskonferenz das im Juli 2000



Die Tagung führt Historiker von Rang zusammen: Zwischen den Referaten nutzen Prof. Konrad Reppen, Bonn, und

Prof. Georg Denzler, Bamberg, die Pause zum fachlichen Gedankenaustausch und zur freundschaftlichen Begegnung

offenbar werdende Durcheinander mit verursacht. Das Gegenteil ist der Fall: Die Antwort auf eine entsprechende Anfrage an die Kommission enthielt eben nicht nur die Bemerkung zu den sich aus der Literatur ergebenden Befunden, sondern auch den ausdrücklichen Hinweis, dass die große Zahl der verschleppten Zivilarbeiter und Kriegsgefangenen vermuten lasse, dass sie auch in Einrichtungen der katholischen Kirche zum Einsatz gekommen seien. Eine binnen vier Wochen erstellte, in ihren Grundannahmen bis heute richtige Expertise erlaubte nicht nur, die bis dahin aufgetauchten Einzelfälle in einen historischen Gesamtzusammenhang einzuordnen. Sie erbrachte auch das (vorläufige) Ergebnis, dass die „katholischen“ Zwangsarbeiter zum erheblichen Teil in der Landwirtschaft beschäftigt wurden, deckte also einen rechtlichen Schwachpunkt in dem erst wenige Wochen zuvor verabschiedeten Entschädigungsgesetz auf. So konnte sie die Grundlage für die Entscheidung der deutschen Bischöfe bilden, in der Entschädigungsfrage einen eigenen Weg zu gehen.

Das zweite Beispiel ist die im Oktober des vergangenen Jahres geführte Debatte um das neue Buch von Daniel J. Goldhagen „Die katholische Kirche und der Holocaust“. Der bekannte Vorwurf, die Kirche habe durch ihren „Milieu-egoismus“ und ihren Antisemitismus dem Holocaust gesellschaftlich Vorschub geleistet, wird von Goldhagen ins Extreme gesteigert und mit absurden

In einer Gesellschaft, deren Erinnerungskultur zunehmend medial bestimmt wird, stellt sich für die Kathologismusforschung die Frage, wie sie ihr Wissen den Vermittlern zur Verfügung stellen kann.

moralischen Forderungen verknüpft. Eine Überprüfung der angeblichen historischen Fakten ergab eine dreistellige Zahl an Fehlern, unter denen eine falsche Bildunterschrift das meiste öffentliche Aufsehen erregte. Wegen der mit dem Foto verbundenen Behauptung, hier marschiere Kardinal Faulhaber durch ein Spalier von SA-Leuten, er wirkte das Münchener Ordinariat eine einstweilige Verfügung gegen den weiteren Vertrieb des Buches. Der offensive Umgang reduzierte – anders als 1996 nach dem Erscheinen von Goldhagens erstem Buch „Hitlers willige Vollstrecker“ – die erwartete öffentliche Debatte auf ein vierwöchiges Spektakulum, in dem die Thesen des amerikanischen Politikwissenschaftlers einhellig verurteilt wurden. Zwei kritische Einschränkungen sind allerdings zu machen: Erstens ist auffällig, wer sich nicht an dieser Debatte beteiligte; die Auseinandersetzung mit Goldhagen blieb fast ausschließlich auf katholische Zirkel beschränkt. Zweitens hielt sich – trotz der einhelligen Verurteilung – der öffentlich wiederholte formulierte Vorbehalt, Goldhagen habe zumindest mit der Tendenz seiner Aussagen recht. Hochhuths Anklage wirft nach wie vor ihren Schatten. Erkenntnisse, die sich aus diesen Beispielen ableiten lassen, können nur als Problemanzeigen formuliert werden:

1. Die zeitgeschichtliche Kathologismusforschung hat die entstehenden oder bestehenden öffentlichen Geschichtsbilder der methodischen Kontrolle zu unterwerfen. Ihre Devise heißt: Objektivität als regulative Idee.

2. Öffentliche Vermittlung ist zwar kein

Proprium der Geschichtswissenschaft, aber in einer pluralen (und keineswegs mehr christlich geprägten) Gesellschaft, deren Erinnerungskultur zunehmend medial bestimmt wird, stellt sich für die Kathologismusforschung gleichwohl die Frage, wie sie ihr Wissen den Vermittlern zeitgeschichtlicher Geschichtsbilder zur Verfügung stellen kann.

3. Wissenschaft und Mediengesellschaft folgen verschiedenen Regeln und Routinen. Dennoch ist der Zeithistoriker gefordert, neben den zentralen Themen der Grundlagenforschung auch aktuelle Themen aufzuspüren und offensiv zu bearbeiten.

III. Ausblick: Wege künftiger Kathologismusforschung

Fasst man die Ergebnisse des Rückblicks und der aktuellen Standortbestimmung zusammen und versucht auf ihrer Grundlage einen – bewusst allgemein gehaltenen – Ausblick, so ist zunächst festzuhalten, dass die Kathologismusforschung in den letzten eineinhalb Jahrzehnten eine dreifache „Erweiterung“ erfahren hat: Erstens eine erhebliche Ausweitung der Quellenbasis und des Aufgabenfeldes. Diese geht zweitens einher mit verschiedenen methodischen Zugangsweisen, die die herkömmlichen Unterschiede zwischen Kirchen- und Profangeschichte mehr und mehr schleifen. Drittens ist sie mit kontroversen öffentlichen Debatten verbunden, die stärker als bisher auf die Forschung selbst zurückwirken.

Unsere Tagung soll diese „Erweiterungen“ und die mit ihnen verbundenen Problem- und Aufgabenstellungen unter thematischen Gesichtspunkten – „Kathologismus und Antisemitismus“, „Kirche, NS-Diktatur und Zweiter Weltkrieg“ und „Kirche, Demokratie und Diktatur nach 1945“ – diskutieren und kritisch weiterführen. Ohne den einzelnen Beiträgen vorgreifen zu wollen, möchte ich nur auf drei übergreifende Themenstellungen aufmerksam machen:

1. Das 19. Jahrhundert rückt künftig in eine größere Ferne. Seine Bedeutung für die Ausbildung des politischen Kathologismus und für die Formierung und das Selbstverständnis des katholischen Milieus ist inzwischen gründlich erforscht. Zu den immer noch umstrittenen Fragen zählt jene nach den Wechselwirkungen von Binnen- und Außen-„integration“ der Katholiken in der deutschen Gesellschaft des Kaiserreiches. Damit ist eine Leitfrage angesprochen, die konfessionsvergleichend auch für das gesamte 20. Jahrhundert unter politisch-, sozial- und frömmigkeitsgeschichtlichen Gesichtspunkten zu behandeln ist. Die den – durch die beiden Weltkriege verursachten – Umbrüchen folgenden 1920er und 1950er Jahre versprechen als Untersuchungszeiträume besondere Aufschlüsse.
2. Eine zweite, gleichfalls das 19. und 20. Jahrhundert durchziehende Fragestellung ist das Spannungsverhältnis von Religion, Konfession und Nation. Die konfessionell überlagerten Positionierungen zu Nation und Nationalismus sind zwar grundsätzlich bekannt, nicht aber die Veränderungen und Brechungen, die diese im 20. Jahrhundert erfahren haben. Unter den Bedingungen der geteilten Nation nach 1945 erweist sich beispielsweise auch der Kathologismus als eine „gesamtdeutsche Klammer“.
3. Die Frage nach der Nation impliziert jene nach der Relevanz von Religion und Konfession für Europa und den europäischen Einigungsprozess. Auch hier sind die politischen Umrisse zwar bekannt, die Beziehungen zwischen deutschem, französischem und polnischem Kathologismus, um nur diese Beispiele



Der Historiker Prof. Rudolf Morsey, Speyer, interessiert sich für die Arbeit von Dr. Thomas Brechenmacher im Vatikan-Archiv

anzuführen, aber kaum untersucht. Dass eine solche Untersuchung nur im europäischen Kontext erfolgen kann, liegt auf der Hand. Im übrigen wird man für die künftige Kathologismusforschung festhalten dürfen, dass es zur intensiven Grundlagenforschung keine Alternative gibt. Quellen sind und bleiben das A und O. Nur auf ihrer Grundlage kann die Überprüfung und Einordnung von Geschichtsbildern und Geschichtspolitik der Gegenwart erfolgen. Freilich konfrontiert die mediale Wirklichkeit einer pluralen Gesellschaft dieses heuristische

Die Wahrheit ist keine wohlfeile Ware – zu ihrer Ergründung und öffentlichen Verbreitung bedarf es auch künftig großer Anstrengungen und ausreichender finanzieller Mittel.

Wissenschaftsverständnis mehr denn je mit Fragen der öffentlichen Rezeption der erhobenen Befunde und Ergebnisse. Darüber wäre weiter nachzudenken. Ich kehre mit diesen grundsätzlichen Problemumreibungen zu den Ursprüngen der Kommission für Zeitge-

schichte zurück: Am 8./9. Mai 1961 – 16 Monate vor der Gründung der Kommission – trafen sich im Burkhardus-Haus in Würzburg Zeitzeugen und Historiker zu einer Klausurtagung über „Die deutschen Katholiken und das Schicksal der Weimarer Republik“. Über sie notierte der damalige Vorsitzende der CDU/CSU-Bundestagsfraktion Heinrich Krone, der schon von 1925–1933 als Zentrumsabgeordneter dem Deutschen Reichstag angehört hatte, in sein Tagebuch: „Es zeigte sich bald, dass das, was an Protokollen, Dokumenten und Beschlüssen vorliegt, nicht genügt, um das zutreffende Bild jener Zeit zu rekonstruieren ... Ich vertrat auch die Auffassung, dass es nicht an der Zeit sei, über die Fragen, die hier anstehen, öffentlich zu sprechen; es müsse auch bedacht werden, ob es politisch klug und richtig sei, so etwas zu tun. Ich müsse das verneinen. Der Bonner Privatdozent Reppen entgegnete mir hart und scharf mit der Forderung, die Wahrheit müsse ans Licht.“ Diesem Schlusswort wäre im Licht nunmehr 40jähriger Erfahrungen lediglich hinzuzufügen, dass die „Wahrheit“ keine wohlfeile Ware ist, es vielmehr zu ihrer Ergründung und öffentlichen Verbreitung auch künftig großer Anstrengungen – und ausreichender finanzieller Mittel bedarf. □

Kirche und Katholiken im Dritten Reich

Karl-Joseph Hummel

Von welchen Rahmenbedingungen muß eine aktuelle Zwischenbilanz der Forschung zur Geschichte der katholischen Kirche im Dritten Reich ausgehen?

1. Katholizismusforschung betreiben nicht nur Katholiken. Gegenläufig zu der allgemeinen Säkularisierungstendenz der Moderne beobachten wir seit einiger Zeit eine Wiederentdeckung der „Religion nach der Aufklärung“. Ohne die religiöse Dimension kann die ganze Wirklichkeit des 20. Jahrhunderts nicht beschrieben werden. Gleichzeitig haben die meisten Kirchenhistoriker an den Katholisch-theologischen Fakultäten in Deutschland sich aber anderen Forschungen verschrieben und das Feld der kirchlichen Zeitgeschichte de facto den Profanhistorikern allein überlassen.

2. Das Dritte Reich boomt – vor allem im Fernsehen. Es fällt auf, daß die Zeithistoriker dabei nicht mehr in der ersten Reihe sitzen. Der fast rituelle Austausch immer gleicher Argumente ohne wissenschaftliche Experten verläuft für den informierteren Zuschauer ohne großen Erkenntnisgewinn; der Abstand zwischen dem wissenschaftlich aktuellen Kenntnisstand und den als Infotainment verbreiteten Informationen, die

Die katholische Kirche hatte nach ihrem Selbstverständnis und in den Augen der Weltöffentlichkeit den weltanschaulichen Kampf mit dem Nationalsozialismus gewonnen.

das Geschichtsbild tatsächlich viel stärker prägen, wächst.

3. Für das Dritte Reich steht der Übergang vom „kommunikativen Gedächtnis“ der Zeitzeugen zum „kollektiven Gedächtnis“ der Nachgeborenen unmittelbar an.

Mein Thema umschließt mindestens drei Komplexe – Kirche, Staat und Gesellschaft – und gibt auf, zeitlich differenziert für die Jahre 1933-1945 jeweils nach dem kirchlichen Selbstverständnis und der Einschätzung von außen, nach der inneren Entwicklung der Kirche und nach den wechselseitigen Beziehungen von Kirche, Staat und Gesellschaft zu fragen. Wenn dann in der Rezeptionsgeschichte sich verändernde politische Standpunkte, ein sich ebenfalls veränderndes Kirchenverständnis und die wissenschaftliche Fragestellung als zusätzliche Faktoren berücksichtigt werden müssen, ist diesem faszinierend umstrittenen Reizthema in einem Kurzreferat nur noch durch Andeutungen beizukommen, die ich auf vier zeitliche Phasen der Forschung verteile.

1945 – Das Kreuz siegt über das Hakenkreuz

Die katholische Kirche sah sich selbst 1945 auf der Seite der Opfer, und: So viel Widerstand war nie wie im Rückblick vieler Zeitgenossen. Die Einschätzung des späteren Münchener Weihbischofs Johann Neuhäusler war klar und mehrheitsfähig: „Wir haben gegen eine satanische Bewegung weltanschaulichen Widerstand geleistet.“



Dr. Karl-Joseph Hummel, Direktor der Kommission für Zeitgeschichte e.V., Forschungsstelle Bonn

Die katholische Kirche – „Siegerin in Trümmern“ – hatte nach ihrem Selbstverständnis und in den Augen der Weltöffentlichkeit den weltanschaulichen Kampf mit dem Nationalsozialismus gewonnen und wurde auch von den Alliierten als glaubwürdige Repräsentantin einer moralischen Gegenöffentlichkeit angesehen.

Privat, in der katholischen Publizistik oder auf den ersten Katholikentagen 1948 in Mainz und 1949 in Bochum wurde auch eine kritischere Diskussion geführt, die – im Ton fast schon wie die Erklärung der Würzburger Synode – viel weiterging als der erste gemeinsame Nachkriegshirtenbrief vom 23. August 1945.

Der Chor der deutschen Katholiken trat nach 1945 vielstimmig auf. Diese unterschiedlichen Positionen – von Konrad Adenauer, P. Max Pribilla, Otto B. Roegge bis zu Johann Neuhäusler z. B. – spiegelten die Bandbreite einer Kirche wider, die sich seit 1933 fast unbemerkt aber deutlich gewandelt hatte; der Außendruck des totalitären Gegners hatte die Reihen des Milieus für Außenstehende fester geschlossen erscheinen lassen, als sie tatsächlich waren. In der Kollektivschuld Diskussion orientierte sich die Tonlage an den päpstlichen Erklärungen vom 2. Juni 1945 und 20. Februar 1946 und an dem spektakulären Signal der Ernennung von drei deutschen Kardinälen an Weihnachten 1945.

Die im Verständnis katholischer Theologie nur individuell mögliche, persönliche Schuld von Katholiken bestand im Abfall dieser Katholiken vom Christentum, die politische Schuld von Deutschen bestand in Völkermord und Kriegsverbrechen. Wenn, dann hatten Einzelne versagt, nicht die Kirche als Institution. Und: Viele hatten eben nicht versagt.

1963 – Wissenschaft oder Moral? – Die Wahrheit wird dramatisch

Innerkatholisch waren die „stillen“ 50er Jahre also alles andere als eine Periode

der Sprachlosigkeit und Erinnerungsverweigerung. Gleichwohl begann eine neue Phase der Auseinandersetzung, als – gesamtgesellschaftlich gesehen am Ende der „Zeit des kollektiven Beschwiegens“ (Hermann Lübke) – Ernst Wolfgang Böckenförde 1960/61 im „Hochland“ eine fulminante Debatte eröffnete, die die Anfangsjahre des Dritten Reiches, den folgenreichen Meinungsumschwung der deutschen Bischöfe im März 1933, das Reichskonkordat und den Untergang des politischen Katholizismus in den Mittelpunkt rückte.

Parallel zu einer erstaunlichen Fülle von gleichzeitigen Veränderungen in Staat, Kirche, Wissenschaft und Gesellschaft (Ende der Ära Adenauer, Tod Pius' XII., II. Vatikanisches Konzil, Eichmann-Prozeß) verband sich das Bedürfnis, die Vergangenheit zu analysieren, mit dem pädagogischen Ziel der politischen Bildungsarbeit, Lehren aus der totalitären Erfahrung zu ziehen und diese als Stütze für die neue Demokratie der Bundesrepublik Deutschland einzusetzen.

Böckenförde hielt zunächst an der verbreiteten Überzeugung fest, die deutschen Katholiken hätten sich insgesamt als „überzeugungsfeste Gegner des Nationalsozialismus erwiesen“, fuhr dann aber fort: Diese Selbsteinschätzung „war erklärlicherweise nicht dazu angehtan, die Frage zu stellen und zu erörtern, ob und wie weit die Katholiken und ihre geistlichen Führer nicht selbst die NS-Herrschaft in deren Anfängen mitbefestigt und ihr die eigene Mitarbeit angetragen hatten.“

Im Februar 1963 fügte der junge protestantische Dramatiker Rolf Hochhuth mit seinem Angriff auf Papst Pius XII. als den Vertreter der Institution mit der größtmöglichen Fallhöhe der bis dahin dominierenden politikwissenschaftlichen Perspektive eine theatralisch-moralische Perspektive hinzu. Der Heilige Vater, der 1958 in weltweit unbestrittenem hohem Ansehen gestorben war, erschien nur 5 Jahre später auf der Bühne als der „verächtlichste aller Päpste“. Kontrastierend dazu pflegte die Kirche die Erinnerung an ihre Märtyrer, durch deren Vorbild neues Denken entstehen soll. Am 4./5. Mai 1963 – wenige Wochen nach der Uraufführung des „Stellvertreters“ – wurde Maria Regina Martyrum als Gedächtniskirche der deutschen Katholiken unweit der Gedenkstätte Plötzensee eingeweiht.

1963 bis 1979 – Kirchenkampf, Schuld und Versöhnung

Im wissenschaftlichen Diskurs einigte man sich auf die dreifache Unterscheidung, bis zum März 1933 kennzeichne

Der ideologische Gegensatz zwischen NS und Kirche war unüberbrückbar und wurde – trotz einiger Versuche zum Brückenbau – von beiden Seiten auch als Entweder-Oder eingeschätzt.

die katholische Kirche ein „Nebeneinander von innerer politischer Unsicherheit, äußerer Geschlossenheit und weltanschaulicher Gegnerschaft.“ Der politische Aufstieg des NS ist ohne wesentliche Unterstützung des katholischen Bevölkerungsdrittels erfolgt, die konfessionelle Minderheit von ca. 21 Millionen hat den Erfolg aber ebenso wenig verhindern können wie das Zentrum die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933. Der ideologische Gegensatz zwischen NS und Kirche

war unüberbrückbar und wurde – trotz einiger Versuche zum Brückenbau und zu kirchenpolitischen Experimenten – von beiden Seiten auch als Entweder-Oder eingeschätzt.

Zu dem ersten „Kardinalfehler“ des Zentrums, am 24. März 1933 dem Ermächtigungsgesetz zuzustimmen, ohne daß es über die Mittel verfügt hätte, die Zusagen, die Hitler für diesen Fall gemacht hatte, einzuklagen, gesellte sich mit der voreiligen Modus-Vivendi-Ent-

In den letzten zwanzig Jahren ist im populären Geschichtsbild die Frage nach dem Schuldigen an der Vernichtung der europäischen Juden eindeutig zu Lasten der Kirche beantwortet worden.

warnung Kardinal Bertrams vom 28. März 1933 ein zweiter. Aus der bekannten Quellenüberlieferung ergibt sich aber kein Hinweis darauf, daß beide Entscheidungen in einem Zusammenhang mit dem Angebot der Regierung Hitler vom 10. April 1933 gestanden haben könnten, ein Konkordat abzuschließen.

Carl Amery – „Die Kapitulation oder Deutscher Katholizismus heute“ eröffnete 1963 die Debatte um das katholische Milieu, die Erforschung der politischen, sozialen, religiösen und kulturellen Langzeitprozesse. Für Hochhuth und Amery stand – mit unterschiedlicher Begründung – das Versagen des deutschen Katholizismus 1933 fest. Die Auseinandersetzungen um das Agiornamento der 1960er Jahre und um die notwendigen Konsequenzen aus den unübersehbaren Auflösungserscheinungen des Milieus wurden als Auseinandersetzung um die Vergangenheit ausgetragen. Sie betrafen nämlich genau die Stützpfeiler des Milieus, die man im Kirchenkampf gegen den NS verteidigt hatte – geschlossener religiös-kirchlicher Kosmos, Hierarchie, Stellung der Laien, katholische Schulen, Presse, Jugendarbeit, politischer Katholizismus. In seiner anti-modernen Variante hatte das Milieu retardierend gewirkt, die dynamischen Egalisierungsversuche der totalitären Gegner konterkariert und war so ursächlich dafür gewesen, daß die Katholiken sich gegen die totalitären Zumutungen behaupten konnten. In seiner Reformvariante – Aufbruch der Jugendbewegung und Liturgiebewegung vor allem – diente das Milieu als Kopiervorlage für vielfältige Nachahmungen in der NS-Liturgie und war selbst anfällig für die Attraktivität des Irrationalen. Neben Resistenz und Nachahmung gab es schließlich auch die Berührungspunkte, die Gemengelage.

Die Forschung wandte sich deshalb den sogenannten „Brückenbauern“ zu, Theologen wie Karl Adam zum Beispiel, untersuchte Veröffentlichungen wie Bischof Hudals „Grundlagen des Nationalsozialismus“ (1936) oder Erzbischof Gröbers „Handbuch der religiösen Gegenwartsfragen“ (1937), in denen das mit dem Nationalsozialismus eher Gemeinsame ausgelotet worden war, und kümmerte sich um katholische Denunzianten, die Spitzeldienste der Überläufer, um die Katholiken im Reichskirchenministerium und um die (wenigen) „Braunen Priester“. Schließlich entwickelten sich die Untersuchungen zu dem Zusammenhang Milieu/Antisemitismus und die Differenzierung der Widerstandsforschung zu eigenen Schwerpunkten.

Neben Zeithistorikern und den beiden Jesuiten Robert Leiber und Ludwig Volk prägten ab den 70er Jahren – mit langandauernden Folgen – politische Theologen wie Johann B. Metz die zeitgeschichtliche Debatte, die mit großem emotionalem und moralischem Engagement, aber ohne große öffentliche Anteilnahme geführt wurde.

Bei den beiden wichtigsten Veränderungen seit der Mitte der 60er Jahre – dem Verhältnis zu Polen und den Beziehungen zwischen Christen und Juden – dominierten die theologischen Interpretationsvorgaben sogar eindeutig die profanen Urteile, politische Positionen der Gegenwart wurden zu leitenden Parametern für die Sicht auf die Vergangenheit.

Der zukunftsweisende Briefwechsel der deutschen und polnischen Bischöfe („Wir gewähren Vergebung. Wir erbitten Vergebung.“) vom November/Dezember 1965 führte deshalb im Zusammenhang mit der Neuen Ostpolitik fast zwangsläufig zu Auseinandersetzungen um die Vergangenheit – zwischen der Bischofskonferenz, der Laienvertretung (Katholikentag Bamberg 1966), den katholischen Vertriebenen oder Vertretern des Benserger Kreises.

In der „Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen „Nostra aetate““ bestimmte das Konzil am 28. Oktober 1965 für die Weltkirche das Verhältnis zum Judentum neu. Die deutsche Variante – ein heftig umstrittener theologischer Leittext von Metz – verabschiedet 1975 auf der Gemeinsamen Synode in Würzburg – berücksichtigte die seit 1945 vorgebrachten kritischen Einwände stärker

Für die christlichen Opfer sind, wenn von den Opfern des Nationalsozialismus die Rede ist, nur noch wenige Plätze vorgesehen.

als alle vorhergehenden kirchlichen Erklärungen und geriet so eher zum Gegenentwurf als zur Fortschreibung des Fuldaer Hirtenbriefs vom 23. August 1945.

1979 bis 2003 – Vom Dokumentarspiel „Holocaust“ zu Daniel Goldhagen

Für die beiden zentralen Forschungs-komplexe „Pius XI. und Pius XII.“ und „Katholische Kirche und Antisemitismus“ gibt es auf dieser Tagung spezielle Referate. Ich kann deshalb noch auf die Popularisierung des Themas Holocaust eingehen, die mit der Ausstrahlung einer amerikanischen Fernsehproduktion 1979 begonnen hat. In den letzten 20 Jahren ist im populären Geschichtsbild die Frage nach dem Schuldigen an der Vernichtung der europäischen Juden so eindeutig zu Lasten der Kirche beantwortet worden, daß Autoren wie Goldhagen in eine Sachdebatte über die Validität dieses Urteils gar nicht mehr eintreten wollen. Die frühere Sicht auf das Ganze wurde zunehmend auf die Perspektive „Kirche und Juden“ enggeführt. Der Schuldanteil der Katholischen Kirche trat mit wachsendem Abstand zum Geschehen immer deutlicher hervor und wurde immer größer, bis das ursprüngliche Opfer fast ganz zum Täter mutierte. Als Ergebnis verschiedener, miteinander verschränkter Diskurse – innerkirchlicher, wissenschaftlicher und geschichtspolitischer Debatten – wandelte sich das Bild von einer Kirche, die sich 1945 noch selbst als Opfer satanischer Verfolgung sah, über Zwischenstufen der Kooperation aus antibolschewistischem Einverständnis und egoistischer Selbstbewah-



Dr. Karl-Joseph Hummel und Akademiendirektor Dr. Florian Schuller kennen sich schon aus der Pfarrei St. Ulrich und Afra in Augsburg

zung zunächst zum Kollaborateur und dann begünstigt durch theologisch fundierten Antijudaismus vom Kollaborateur zum Täter.

Der quasi „angeborene“ Antisemitismus Eugenio Pacellis, des späteren Papstes Pius' XII., mußte freilich, weil sich keine Quelle finden ließ, mit Hilfe einer gefälschten Übersetzung „belegt“ werden. Pius XI. soll außerdem eine Antirassismus-Enzyklika „unterschlagen“ haben, während sein Nachfolger Pius XII., „Hitler's Pope“, vor allem „geschwiegen“ haben soll.

Für die christlichen Opfer sind, wenn von den Opfern des Nationalsozialismus die Rede ist, nur noch wenige Plätze vorgesehen.

Ernsthaft-kritische Fragen nach der Diskrepanz zwischen kirchlichem Auftrag und realem Verhalten haben aber auch weiterführende Forschungen angeregt und manche Probleme erst ins Blickfeld der Forschung gerückt – z. B. den schwierigen internen Meinungsbildungsprozeß der Fuldaer Bischofskonferenz. Auf der Basis von Guenter Lewy (1964), Deschner oder Klee (1992) wurden in den Nachahmerprodukten der Cornwells (1999) und Goldhagens (2002) freilich nur noch bekannte Thesen in immer neuen Wiederholungen ausgebreitet.

Die Deutsche Bischofskonferenz hat seit 1979 aus bestimmten Anlässen wissenschaftlich abgestützte Erklärungen und Geistliche Worte veröffentlicht. Bis zu der letzten Veröffentlichung in dieser Reihe – Gerechter Friede (2000) – sind diese Texte von verschiedenen federführenden Autoren geprägt und können deshalb nicht vorschnell zu einem „offiziellen“ Geschichtsbild addiert werden. In einem durchgängigen politikwissenschaftlichen Schwerpunkt der Forschungen wurden weiter die Anfangsjahre des Dritten Reiches und die Kirchenpolitik erforscht und die strukturellen Determinanten des Staat-Kirche-Verhältnisses auf beiden Seiten offengelegt.

Die Ergebnisse der Milieuforschung gestatteten es, Langzeitprozesse nachzuzeichnen und die Erfolgchancen der

Kirche auszuloten, in einer totalitären Diktatur glaubwürdige Parallelstrukturen zum „Leben in der Lüge“ zu bewahren.

Die Widerstandsforschung hat gerade auch durch ihre Differenzierung viele Erkenntnisse zum Alltag in der Region und zur Alltagsgeschichte von unten beigetragen.

Für die Institution Kirche, die Bischofskonferenz und ihre Meinungsbildungsprozesse, sowie die meisten handelnden Personen aus der ersten Reihe – Bischöfe, Priester und Laien – liegen zahlreiche wissenschaftliche und/oder eher populäre Darstellungen vor.

Die Regel des unversöhnlichen Entweder-Oder in den weltanschaulichen Grundlinien ist durch einige Ausnahmen im Grundsatz bestätigt worden, die ursprüngliche Annahme, eine auch im nationalsozialistischen Alltag durchgehaltene Alternative gewesen zu sein, ist durch die wichtige Perspektive des Miteinander und der Gemengelage vor allem in den Kriegsjahren erweitert worden.

Offene Fragen

Was bleibt zu tun? Weiterführende Forschungen werden sich vor allem auf die Verschränkung verschiedener Ebenen und auf vergleichende Studien konzentrieren, auf die Verknüpfung von kirchlicher Bindung, Sozialprofil und politischer Orientierung, von Kirche, Staat und Gesellschaft, von individueller Haltung, Kirchenpolitik und Milieu, institutionalisierter Sinndeutung, Mentalität und individueller Werteskala.

Zu den Selbstverständlichkeiten, an die man immer wieder erinnern muß, damit sie nicht in Vergessenheit geraten, gehören in diesem Zusammenhang folgende vier Bemerkungen:

1. Die katholische Kirche ist eine Weltreligion, die allein aus der deutschen Perspektive nur unzureichend beschrieben werden kann.
2. Moderne Katholizismusforschung ist interdisziplinär. Auf die Zusammenarbeit profaner Zeithistoriker mit Kir-

chenhistorikern kann dabei nicht verzichtet werden.

3. Katholiken gehen nicht in ihrer Rolle als Katholiken auf, sie sind auch Väter und Mütter, Beamte, Lehrer und Soldaten mit den jeweilig damit verbundenen Verpflichtungen.

4. Die Ergebnisse der institutionellen und kirchenpolitischen Forschungen sind wichtige Mosaiksteine, dürfen aber nicht mit dem Gesamtbild verwechselt werden. Ohne Berücksichtigung sozial-

Katholiken gehen nicht in ihrer Rolle als Katholiken auf, sie sind auch Väter, Mütter, Beamte, Lehrer und Soldaten mit den damit verbundenen Verpflichtungen.

geschichtlicher Alltagsforschungen oder der zum Teil erheblichen regionalen Unterschiede – im Reich und im europäischen Vergleich – kann die Annäherung an die Vergangenheit, wie sie tatsächlich gewesen ist, nicht gelingen. Die zusammenfassende Schlußfrage lautet: War die reale katholische Kirche ein weltanschaulicher Gegenentwurf zum Dritten Reich – gestützt auf eine eigene Sprache, auf eigene Strukturen und die Enzyklika „Mit brennender Sorge“ beispielsweise – oder hat sie diese Chance bereits durch die Erklärung vom 28. März 1933 vergeben? In welchem Umfang und mit welchen Folgen war die katholische Kirche imstande, der nationalsozialistischen Herrschaft nichtnationalsozialistische Normen und Verhaltensweisen entgegenzusetzen? Martin Walser ist auf seinen Vorschlag von 1963, man solle die Geschichte füglich Herrn Hochhuth überlassen, vernünftigerweise nicht einmal mehr selbst zurückgekommen. Die Katholizismusforschung wird sich deshalb um die angesprochenen Fragen – in internationaler und interdisziplinärer Vernetzung – auch künftig selbst kümmern müssen. □



Lassen Sie uns nicht im Kalten stehen! Werden Sie Mitglied im Verein „Freunde und Gönner der Katholischen Akademie in Bayern“.

Postfach 40 10 08
80710 München

Mindestbeitrag
jährlich € 50,-

Pius XII. und der Zweite Weltkrieg Plädoyer für eine erweiterte Perspektive

Thomas Brechenmacher

Über die Politik des Heiligen Stuhls und das Verhalten Papst Pius' XII. im Zweiten Weltkrieg wissen wir heute sehr viel. Wir wissen so viel, dass eine differenzierte, wissenschaftlich gültige Antwort auf die These vom schuldhaften Schweigen des Papstes gegenüber den Verbrechen des Nationalsozialismus und insbesondere dem nationalsozialistischen Völkermord an den europäischen Juden möglich ist, ja dass diese These sogar überzeugend zurückgewiesen werden kann. Trotzdem geht die 1963 durch das Theaterstück „Der Stellvertreter“ von Rolf Hochhuth angestoßene Debatte über das Schweigen des Papstes in unverminderter, seit etwa fünf Jahren vielleicht sogar noch zunehmender Schärfe weiter.

Publiziertes archivalisches Material

Den Ausgangspunkt jeder quellenbezogenen Auseinandersetzung mit der Politik des Heiligen Stuhls während des Zweiten Weltkriegs bildet unverändert die elfbändige, zwischen 1965 und 1981 von den Jesuiten Angelo Martini, Burkhard Schneider, Pierre Blet und Robert A. Graham im wesentlichen aus den Archiven des vatikanischen Staatssekretariats herausgegebene Edition „Actes et Documents du Saint Siège relatifs à la seconde Guerre mondiale“. Dass Papst Paul VI. in Reaktion auf die von Rolf Hochhuth erhobenen Vorwürfe diese großangelegte Aktenpublikation in Auftrag gab, ist bekannt, ebenso, dass ihr Wert vor allem von solchen Autoren angezweifelt wird, die der These vom schuldhaften Schweigen Pius' XII. anhängen. Zweifellos können die elf Bände nicht alle Einzelaspekte gleichermaßen abdecken. Lücken bestehen etwa, um nur zwei Beispiele zu nennen, in der Frage der Reaktion des Heiligen Stuhls auf das sogenannte Riegner-Memorandum vom März 1942 oder in der Haltung zur Frage eines jüdischen Staates in Palästina; diese Lücken betreffen aber doch nicht die zentralen Gesichtspunkte der Thematik, und niemals wurde denn auch bisher von seriöser Seite die Zuverlässigkeit der Arbeit jener vier Editoren ernsthaft in Zweifel gezogen. Walter Brandmüller wird demnächst eine ausführliche Studie über den Vatikan und die Judenverfolgung in der Slowakei vorlegen, die jene Zuverlässigkeit der Materialauswahl durch die Herausgeber der „Actes et Documents“ ein weiteres Mal bestätigen wird. Insgesamt stellen die „Actes et Documents“ ein noch längst nicht ausgeschöpftes Quellengrundfundament bereit, das bei weitem die Materialbasis übertrifft, aufgrund deren etwa Saul Friedländer oder Guenter Lewy – von Hochhuth ganz zu schweigen – starke Verdikte über Vatikan und Papst während des Zweiten Weltkriegs gefällt haben. Darüber hinaus befinden wir uns in der glücklichen Lage, die „Actes et Documents“ durch vielfältige weitere Quellenpublikationen ergänzen zu können. Einen wesentlichen Beitrag zu diesem Glück leistete die zeitgeschichtliche deutsche Katholizismusforschung. Vom Beginn seiner Institutionalisierung an stellte dieser Zweig der deutschen Geschichtswissenschaft die editorische Aufbereitung von Quellenmaterial in den Vordergrund seiner Arbeit. Diese



Dr. Thomas Brechenmacher,
Wissenschaftlicher Assistent am
Historischen Institut der Universität
der Bundeswehr München

von Konrad Repgen im Vorwort zum ersten Band des „Notenwechsels zwischen dem Heiligen Stuhl und der deutschen Reichsregierung“ 1965 programmatisch formulierte Aufgabe hat die Kommission für Zeitgeschichte seit her höchst produktiv erfüllt. Die entsprechenden Bände der blauen „Reihe A“ muß ich nicht erst nennen: jeder Teilnehmer dieser Tagung kann sie leicht dem ihm vorliegenden Verzeichnis entnehmen. Die wissenschaftshistorische Bedeutung der Editionstätigkeit der Kommission für Zeitgeschichte liegt darin, dass die Entscheidung zu einer dokumentarischen Aufarbeitung der kirchlichen Zeitgeschichte bereits erfolgte, bevor die Hochhuth-Debatte losbrach, nämlich im Jahr 1962, sie also aus rein wissenschaftlichen Erwägungen heraus, nicht aus einem Zwang zur Verteidigung oder Apologie getroffen wurde. Neben den „Actes et Documents“, neben den großen Editionen einzelner Nationen zur jeweiligen Auswärtigen Politik, wie etwa den amerikanischen FRUS-Akten, bilden die Editionen der Kommission für Zeitgeschichte die wesentliche Grundlage der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Verhältnis von Heiligem Stuhl, deutschem Episkopat und Nationalsozialismus während der Jahre des Zweiten Weltkrieges. Nur mit Bestürzung kann man freilich feststellen, wie wenig diese gewichtigen Aktenbände sogar von Wissenschaftlern rezipiert werden, die als Spezialisten für die Thematik gelten oder gelten wollen. Kaum zu glauben etwa, dass sie sogar einzelnen Mitgliedern jener vor einigen Jahren eingesetzten und dann unter skandalösen Umständen auseinandergebrochenen jüdisch-christlichen Expertenkommission zur Untersuchung des „Schweigens Pius' XII.“ nicht einmal dem Titel nach bekannt gewesen sein sollen. Ein für diese gesamte Debatte freilich symptomatischer Befund: das notwendige Material zu einer adäquaten Urteilsbildung ist bereitgestellt, aber die Existenz der Editionen wird zu wenig wahrgenommen.

Sekundärliteratur

Nichts anderes gilt für die Fülle an erstzunehmender Sekundärliteratur, die seit Jahrzehnten zu fast jedem Aspekt unseres Themas vorliegt. Erlauben Sie mir, an erster Stelle wieder nur einige ausgewählte Beiträge aus dem Kreis der deutschen Katholizismusforschung zu nennen: die konzisen, quellengesättigten und keineswegs überholten Abrisse von Josef Becker (1972) und Konrad Repgen (1979) über den Vatikan und den Zweiten Weltkrieg, stellvertretend für unzählige Arbeiten der bereits von meinem Vorredner namentlich genannten Historiker, zu denen ich hier noch Bernhard Stasiewski, Heinz Hürten und Georg Denzler fügen möchte. Aus dem Bereich der angelsächsischen Katholizismusforschung trugen vor allem John Conway, Owen Chadwick, John F. Morley, aus dem frankophonen Bereich Victor Conzemius zur Vertiefung unseres Wissens bei; einzelne Bände zu nennen, muß ich mir aus Zeitgründen ersparen. Nahezu alle wichtigen Aspekte sind auch in Publikationen jüngerer Datums – der späten 80er und der 90er Jahre – behandelt worden, wenn freilich oftmals in italienischer Sprache, die in Deutschland traditionell wenig gelesen wird. Neben Arbeiten von Italo Garzia, Alessandro Duce und Giorgio Angelozzi Gariboldi über Pius XII., Italien, Polen und den Zweiten Weltkrieg, ist hier in erster Linie die umfassende Studie von Giovanni Miccoli, „I dilemmi e silenzi di Pio XII“ (2000), hervorzuheben. Man muß keineswegs mit allen von den genannten und weiteren Autoren vertretenen Thesen einverstanden sein; ob man etwa, wie jüngst in direkter Reaktion auf John Cornwells „Hitler's Pope“ geschehen, Pacelli zum „Papst der Juden“ – *il Papa degli Ebrei* – erklären kann, muß doch sehr fraglich bleiben. Vieles hingegen ist jedoch mindestens diskutabel und sollte auch von der deutschen Katholizismusforschung aufgegriffen oder, sofern dies nicht bereits geschehen ist, wie etwa in den Forschungen zum deutschen Episkopat oder zu den „Priestern unter Hitlers Terror“, vertieft werden. Ich meine:

1. die Weiterung der Perspektive: weg von der Fixierung auf die Person des Papstes und weg von der Vorstellung, der Papst hätte jederzeit und in jeder Sachfrage unbedingte Kontrolle über alle Glieder der Weltkirche ausüben können, hin zu einer auch theologisch fundierten Würdigung des Verhaltens der Kirche und ihrer Vertreter auf allen

Die Papstkritik steigerte sich seit John Cornwell und Daniel Goldhagen zu einer unerhörten Klimax, die zuletzt jedes von wissenschaftlicher Arbeit zu fordernde Maß vermissen ließ.

Ebenen, vom Papst, über Kardinäle und Bischöfe bis hinab zu einzelnen Priestern und Ordensleuten.

2. Ein diskutierenswerter Trend besteht darin, Pius XII. in seinen Dilemmata, seinen Zwangslagen, zu zeigen, um seine tatsächlichen Handlungsspielräume zu verstehen. War er in erster Linie oberster Schutzherr der Kirche und musste er für deren Wohl sorgen, – eine Sorge, die eine andere Politik erforderte, als die Forderung, christusgleich das Leid der Welt auf sich zu nehmen und das Leid aller Menschen anzuprangern? War er Weltgewissen, oder nur oberstes Kirchengewissen oder einfach nur Politiker mit spezifischen Interessen? Sollte

er durch konkrete, aber stille Diplomatie so vielen Verfolgten, wie eben möglich Hilfe bieten, oder alles auf die eine Karte eines großen moralischen Appells setzen, dessen Wirkung aller Erfahrung nach mindestens zweifelhaft, möglicherweise sogar kontraproduktiv sein musste? In diesen Zusammenhang gehört die von David Alvarez gestellte Frage, inwieweit der Heilige Stuhl nicht durch die „Unzulänglichkeit seiner Mittel“ sehr stark daran gehindert war, eine sowohl selbstgestellte als auch von außen an ihn herangetragene „Vielfalt der Ziele“, zum Teil widersprüchlicher Ziele, zu verwirklichen, und

3. das Nachdenken über die These von Giovanni Miccoli, von der veralteten Diplomatie, die den völlig neuen durch den Krieg gestellten Anforderungen nicht mehr gerecht werden konnte. Schließlich könnten empirische Zugriffswesen noch stärker kultiviert werden, um beispielsweise systematisch zu klären, welche und wie viele Personen in welchen Ländern durch kirchliche Aktivitäten vor Verfolgung und Tod gerettet wurden. Für die römischen Juden hat dies in ersten Ansätzen und nicht frei von apologetischen Anflügen Margherita Marchione versucht. In einschlägigen jüdischen Gemeindearchiven dürfte sich dazu noch reiches Quellenmaterial finden lassen.

Solches Forschen und Nachdenken in Ruhe wird jedoch immer wieder gestört von den Anforderungen der nichtwissenschaftlichen öffentlichen Debatte um „Pius XII. im Zweiten Weltkrieg“. John Cornwells Buch über „Hitler's Pope“ hat diese Debatte 1999 in eine neue erbitterte Runde getrieben, die sich mittlerweile jedoch – und das ist meine These zum gegenwärtigen Stand – festgefahren hat. Die Papstkritik, vorgetragen in erster Linie durch nicht-professionelle oder nur begrenzt sachkundige Historiker, steigerte sich seit Cornwell über die Arbeiten von James Carroll, Susan Zuccotti und Daniel Goldhagen zu einer unerhörten Klimax, die zuletzt jedes von wissenschaftlicher Arbeit zu fordernde Maß vermissen ließ. Mit großer Detailkenntnis sind im Gegenzug – unter anderem – aufgetreten: Pierre Blet mit einer überarbeiteten Zusammenfassung der Einleitungen zu den einzelnen Bänden der „Actes et Documents“, Ronald Rychlak und Michael Feldkamp mit einem Buch über „Pius XII. und Deutschland.“ Zunehmend, so erhält man den Eindruck, verlagert sich der Schwerpunkt weg vom eigentlichen Thema auf Reflexionen über die Debatte. Das Anfang dieses Jahres erschiene, verdienstvolle Buch von Jose M. Sanchez, „Pius XII. und der Holocaust“, trägt den programmatischen Untertitel „Anatomie einer Debatte“; der gleichen Tendenz folgt, auf dem italienischen Buchmarkt, der Band von Luigi Matteo Napolitano, „Pio XII tra guerra e pace“ (2003), im französischsprachigen Bereich das Buch von Marc Andre Chagueraud, „Les papes, Hitler et la Shoah“ (2002). Die Autoren bescheiden sich darauf, „nur“ einen Überblick über die Debatte zu geben, einzelne ausgewählte Probleme ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erörtern und im übrigen den mündigen Leser selbst entscheiden zu lassen. Sicher, sowohl bei Sanchez als auch bei Napolitano fällt das Urteil zwischen den Zeilen keineswegs gegen Pius XII. aus; gleichwohl tritt aus beiden Bänden doch eine gewisse Resignation entgegen.

Perspektiven der Forschung

Was kann die historische Forschung angesichts dieser etwas deprimierenden Aussichten tun? Was kann insbesondere die katholische Zeitgeschichtsforschung tun? Meine These hier: sie kann

und muß natürlich in weiteren Aktenpublikationen und Darstellungen den „terrible simplificateurs“ entgegenreten, indem sie beharrlich auf die komplexen historisch-politischen Kontexte des päpstlichen Handelns hinweist und der Vorstellung entgegenarbeitet, die Situation des Papstes ließe sich von einem naiven gesinnungsethischen Standpunkt absoluter Moral aus adäquat beurteilen. Dazu sollte sie aber von den immer und immer wieder auf die bekannten Themen der Jahre 1939 bis 1945 zentrierten Scharmützeln abgehen und zu einer globaleren Sichtweise kommen, die versucht, das Thema „Pius XII. und der Zweite Weltkrieg“ im größeren universalhistorischen Zusammenhang einer Geschichte des Papsttums im Zeitalter der totalitären Ideologien zu betrachten, einer Geschichte, die den Bogen vom Ersten Weltkrieg bis 1945, ja wahrscheinlich viel weiter, bis zum Zusammenbruch des kommunistischen Ostblocks zu ziehen hätte. Noch ist diese Geschichte aufgrund der Quellensituation für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts kaum zu schreiben; was freilich den wichtigen Zeitraum von 1922 bis 1939 betrifft, haben wir seit kurzem eine Situation, die es uns erlaubt, diese Perspektive zumindest strategisch bereits zu beziehen.

Zunächst möchte ich den Blick auf den engeren Zeitraum der Jahre des Zweiten Weltkriegs und seiner unmittelbaren Vorgeschichte richten. Trotz der in Editionen reich dokumentierten Quellen bleibt auch hier im Detail noch genügend aufzuarbeiten. Es ist keineswegs so, dass weitere Erkenntnisse nur und ausschließlich aus den nach wie vor

Warum hätte sich die bezugte judenfreundliche Disposition Pacellis ändern sollen, nachdem er zum Papst aufgestiegen war und der Krieg begonnen hatte?

verschlossenen Vatikanischen Archiven zu gewinnen wären, wie vor allem solche Historiker gerne behaupten, die hinter der Archivpolitik des Vatikans finsternes Vertuschungsstreben am Werke sehen. Im Gegenteil: aus britischen und amerikanischen Archiven, etwa aus dem geheimdienstlichen Material des „Office of Strategic Services“ wäre sicherlich noch Einiges zutage zu fördern; desgleichen aus Archiven der ehemaligen Ostblockländer und des europäischen Südostens: die Vorgänge in Kroatien, der Slowakei, Rumänien und Ungarn sind bei weitem noch nicht restlos geklärt. Auch jüdische und israelische Archive bergen einiges aufschlussreiche Material über die Beurteilung Pius' XII. durch zionistische und jüdische Politiker während und nach dem Zweiten Weltkrieg, so etwa das Archiv des American Jewish Committee in New York, das Israelische Staatsarchiv und das Zionistische Zentralarchiv in Jerusalem. Die gesamte Überlieferung des Zionistischen Zentralarchivs zu den Jahren 1925 bis 1945 ist noch nicht annähernd wissenschaftlich gesichtet, geschweige denn bearbeitet. Unter dessen Dokumenten findet sich – um hier nur ein Beispiel auszuführen – etwa der Bericht des zionistischen Delegierten Moshe Waldmann über ein Gespräch mit dem Oberrabbiner von Rom, Prato, vom Mai 1938. Waldmann schrieb nicht nur über die erstaunlich guten Kontakte des Staatssekretärs zum Oberrabbiner nach Jerusalem, sondern auch über Pacellis überaus wohlgesonnene Haltung „jüdischen Themen“ gegenüber. So habe Pacelli Prato unter anderem ver-

sprochen, sowohl in Polen als auch in Ungarn gegen antisemitische Maßnahmen und Gesetze seinen Einfluss geltend zu machen. „Die Bereitwilligkeit Pacellis, d. h., der Kurie, ... für die Juden einzutreten“, so Waldmann, sei nicht zu übersehen und ergebe sich, „psychologisch eigentümlich“, aus der „fundamentalen Gegnerschaft des Vatikans gegen das Neuheidentum des Nationalsozialismus.“ Ja, der zionistische Politiker schätzte die positive Gesinnung des leitenden Staatsmannes des Heiligen Stuhls sogar so groß ein, dass er erwog, ihr auch konkretere Zusagen über eine zustimmende vatikanische Haltung zum Projekt eines jüdischen Staates in Palästina zu entlocken. Warum hätte sich diese derart bezugte judenfreundliche Disposition des Kardinalstaatssekretärs ändern sollen, nachdem dieser zum Papst aufgestiegen war und nachdem der Krieg begonnen hatte? Dieser Blick auf ein bisher ganz unbekannt gebliebenes Dokument von „unverdächtiger Seite“, zeigt, was allenfalls auch in nichtvatikanischen Archiven noch zu entdecken wäre, und erhärtet den Eindruck, daß derartige Funde das Zerrbild vom schuldhaft untätigen oder gar „eingefleischt antisemitischen“ Papst nicht unbedingt stützen dürften.

Die künftigen Aufgaben der katholischen Zeitgeschichtsforschung können jedoch nur am Rande darin liegen, amerikanische, britische, französische oder israelische Quellen aufzuarbeiten. Die wichtigen Tätigkeitsfelder liegen näher: seit etwa einem Jahr steht der Nachlass von Kardinal Faulhaber der wissenschaftlichen Bearbeitung offen; wir hof-

fen auf wichtige, über das bisher Bekannte hinausgehende Einsichten in die Beziehungen zwischen Papst und Erzbischof auch während des Krieges. Ebenso werden aus den neu zugänglichen Nachlässen der Bischöfe Preysing (Berlin), Bertram (Breslau) und Frings (Köln) weitere wertvolle Aufschlüsse über das Verhältnis von deutschem Episkopat und römischer Kurie zu gewinnen sein.

So erfreulich und ergiebig die Vielfalt der Nebenüberlieferungen aber auch sein mag: Jeder zum Thema „Pius XII. und der Zweite Weltkrieg“ arbeitende Historiker hofft sehnsüchtig auf die endliche Freigabe des eigentlich primären archivalischen Überlieferungsstranges – der vatikanischen Akten zum Pontifikat Pacellis. Je nach Couleur der einzelnen Forscher stehen unterschiedliche Erwartungshaltungen hinter dieser Hoffnung. Die in einem Fiasko endende Arbeit der „katholisch-jüdischen Expertenkommission“ hat als einziges und eher unbeabsichtigtes Ergebnis immerhin gezeigt, daß die Quelleneditoren der „Actes et Documents“ nicht so selektiv gearbeitet haben, wie ihnen mitunter vorgeworfen wird. Jene 47, in dem Kommissionsbericht vom Oktober 2000 aufgeworfenen Fragen beziehen sich nicht selten nur auf marginale Aspekte, offenbaren Unkenntnis der wissenschaftlichen Literatur oder laufen auf Spekulationen über vermeintliche Inhalte der bisher verschlossenen Archive hinaus. Schon um derartigen Spekulationen ein Ende zu setzen, wäre die Freigabe der vatikanischen Akten für die Jahre nach 1939 natürlich überaus wünschenswert;

wann immer sie allerdings erfolgen wird – ob mittelfristig, vielleicht innerhalb der kommenden zehn Jahre, oder doch eher erst langfristig, ist zur Zeit nicht zu beantworten – wann immer sie also erfolgen wird, dürfte eines schon jetzt klar sein: „Sensationen“ im Sinne der Interessen des Enthüllungsjournalismus oder einer marktschreierischen Populärhistorie, kurz: Funde, die Hochhuths, Cornwells oder Goldhagens Thesen stützen könnten, sind nicht zu erwarten. Hinge-

Um die These vom schuldhaften Schweigen des Papstes zurückzuweisen, ist – dank der zeitgeschichtlichen Katholizismusforschung – längst keine Forschung mehr notwendig.

gen darf mit einer Fülle von Einsichten im Detail gerechnet werden, die eine wirklich neue Gesamtdarstellung der Thematik „Pius XII. und der Zweite Weltkrieg“ erst ermöglichen werden. Wie komme ich zu dieser Einschätzung? Seit dem 15. Februar diesen Jahres liegt ein Präzedenzfall vor, aus dem sich recht zuverlässige Schlüsse auf die Art des vatikanischen Quellenmaterials auch für die Jahre nach 1939 ziehen lassen. Seit jenem Februarsamstag stehen der wissenschaftlichen Öffentlichkeit Akten aus dem vatikanischen Staatssekretariat, Nuntiaturakten aus München und Berlin sowie Akten aus dem Archiv der Kongregation für die Glaubenslehre zur Verfügung, die die Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und Deutschland während des Pontifikats Pius' XI., also während der Jahre 1922 bis 1939, betreffen. Aus der Arbeit mit diesen Quellen haben wir bisher vor allem eines gelernt: eine Teilfreigabe der Akten macht nur begrenzt Sinn, weil sich aus ihr einzelne Vorgänge in ihren komplexen Gesamtzusammenhängen nicht wirklich rekonstruieren und verstehen lassen (Beispiel: Rassensyllabus). Der Rest der Akten zum Pontifikat Pius' XI. soll 2006 freigegeben werden; eine Forderung beziehungsweise ein Rat der Wissenschaft an den Heiligen Stuhl muss nach den bisherigen Erfahrungen jedoch lauten: die vollständige Öffnung der einschlägigen Archive, auch wenn deren Vorbereitung noch einige Jahre länger dauern sollte, ist einer hauptsächlich politisch motivierten partiellen Öffnung in jedem Fall vorzuziehen. Trotz des unbestreitbaren Mankos der Teilfreigabe kann die historische Forschung auch zum Thema „Pius XII. und der Zweite Weltkrieg“ aus den jetzt zugänglichen Akten aber einigen Nutzen ziehen: Zunächst erhalten wir Einblick in die Arbeitsweisen und die Art des Schriftverkehrs der politischen Leitungsbehörden des Vatikans während der zwanziger und dreißiger Jahre. Dieser Einblick enttäuscht uns auf den ersten Blick, stellen wir doch fest, dass über die internen „Entscheidungsprozesse“ wenig, teils gar keine Aufzeichnungen vorliegen. Das gilt vor allem auch für die Zeit des Staatssekretärs Pacelli (ab 1930). Dessen Anweisungen an die Nuntien sind in den meisten Fällen äußerst knapp, wenn sich seine Briefe nicht ohnehin nur auf kurze Eingangsbestätigungen der Nuntiaturberichte beschränken. Wann und auf welche Weise er Initiative ergriff, lässt sich aber trotzdem erkennen, so etwa, als er am 4. April 1933 Nuntius Orsenigo auftrag, in Berlin zu sondieren, welche Maßnahmen gegen die „antisemitischen Exzesse“ ergriffen werden könnten. Mehr über interne Diskussionen wird sicherlich auch zu erfahren sein, wenn die



Archiv

Die Historiker erhoffen sich mehr Informationen über die Rolle Papst Pius XII. (Eugenio Pacelli, 1876–1958) während des Zweiten Weltkriegs

Sitzungsprotokolle der Kongregation für die außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten, des außenpolitischen Entscheidungsgremiums der Kurie, freigegeben sind, was auch für die Jahre 1922 bis 1939 bisher noch aussteht. Doch sollten die Erwartungen an diese Akten ebenfalls nicht allzu hoch geschraubt werden. Wie Pater Peter Gumpel, einer der besten Kenner der Materie versichert, wurden keineswegs alle Sitzungen protokolliert, ja, wurde nicht einmal immer über alle wichtigen politischen Fragen beraten. Besonders für Phasen, in denen sich die Ereignisse überschlugen (also etwa um den Tag der Deportation der römischen Juden im Oktober 1943), muß von sehr schnellen Entscheidungen ausgegangen werden, über deren Genese ausführliche Aufzeichnungen kaum zu finden sein dürften. Das ist aber beim Stand der Dinge reine Spekulation.

Gleichwohl: auch knappe Quellen sind Quellen, und die vielfältigen Einzelteile werden sich am Ende doch zu einem Bild zusammensetzen. Die deutsche zeitgeschichtliche Katholizismusforschung sollte sich in den kommenden Jahren sehr intensiv mit den jetzt zugänglichen Quellencorpora der Jahre 1922 bis 1939 auseinandersetzen, und zwar eben nicht nur als Verlegenheitslösung, als Vorgeschichte der „eigentlich wichtigen Jahre 1939–1945“, sondern als unverzichtbarer Teil einer Geschichte des Papsttums im Zeitalter der totalitären Ideologien.

Das Verhalten des Papstes, die Politik der Kurie während des Zweiten Weltkriegs – wozu beispielsweise auch der gesamte Komplex der Haltung zur nationalsozialistischen Judenverfolgung sowie der „katholische Antijudaismus“ gehören –, lässt sich nicht wirklich verstehen, wenn man sich nur auf die Jahre des Krieges, auf die Aktionen oder vermeintlichen Nicht-Aktionen des Papstes in jener Zeit selbst konzentriert. Das Selbstverständnis des Heiligen Stuhls, seine spezifische Art der Diplomatie, wie sie sich seit dem Ersten Weltkrieg entwickelte, seine völkerrechtliche Definition im Lateranvertrag, kurzum die Leitprinzipien seiner Politik während des Zweiten Weltkriegs, die – und hier zitiere ich Victor Conzemius – „passion de la neutralité“ und die „obsession de la paix“ lassen sich aus diesen Quellen noch viel deutlicher herleiten und verstehen, als dies bisher möglich war.

Durch die Teilfreigabe der auf Deutschland bezüglichen Akten haben wir darüber hinaus jetzt auch die Möglichkeit, die Auseinandersetzung wichtiger kurialer Behörden mit dem Nationalsozialismus seit dessen Anfängen zu studieren. Hier werden vor allem die im Archiv des Heiligen Offiziums aufbewahrten Gutachten über Rassismus, Faschismus und Bolschewismus von Bedeutung sein. Hubert Wolf hat über diese höchst interessante Quelle bereits Wichtiges gesagt; ich glaube, man wird, wenn die vier einschlägigen Faszikel des Heiligen Offiziums ausführlich studiert, kommentiert und eventuell ediert sein werden, die Geschichte der Enzykliken „Mit brennender Sorge“, „Divini Redemptoris“ und auch der sogenannten „unterschlagenen Enzyklika“ gegen den Rassismus in Teilen neu, vielleicht ganz neu schreiben können. Die vom kirchlichen Lehramt und von der Dogmatik her geleitete Analyse der totalitär-atheistischen Ideologien wird nach der politischen Seite hin ergänzt durch die Berichte der Nuntien aus München und Berlin. Vor allem den bisher in ihrer Masse unbekanntem Nuntiattributen aus Deutschland können wir entnehmen, ab wann und wie über die erstarkende nationalsozialistische Bewegung nach Rom berichtet wurde, und wie sie, vor allem in ihrem prägnant

heidnischen und antikirchlichen Wesen von Anfang an, gerade auch von Pacelli richtig eingeschätzt wurde (Beispiel: Pacelli an Gasparri, 14. 11. 1923).

Die jetzt erstmals zugänglichen Nuntiattributen bilden in ihrer teils überwältigenden Ausführlichkeit ein außergewöhnliches Quellencorpus, dessen dokumentarische Aufbereitung in den eigenen Aufgabenbereich der Kommission für Zeitgeschichte fällt. Gerade auch dem Bild Eugenio Pacellis, der bis zum Ende der zwanziger Jahre Nuntius in Deutschland und ein teils exzessiver Berichtersteller war, werden diese Quellen reichhaltige Farben und Kontraste hinzufügen und unsere Kenntnis der Persönlichkeit jenes Mannes, der am Vorabend des Zweiten Weltkriegs den Papstthron bestieg, entscheidend erweitern. Gleiches gilt für die beiden anderen Nuntien, Alberto Vassallo di Torregrossa, bis 1934 in München, sowie vor allem Cesare Orsenigo in Berlin, dessen Nuntiattributen sich als ein Corpus präziser, intelligenter verarbeiteter Informationen erweisen und, ganz nebenbei die Ehre dieses landläufig als überfordert und unglücklich geltenden Nuntius in Deutschland

Godhagensche Zumutungen können in gleicher Münze zurückgezahlt werden, in dem sie als das bezeichnet werden, was sie sind: Verleumdungen.

retten. Die Frage nach der Orientierung des Heiligen Stuhls im Zeitalter der totalitären Ideologien wird die wissenschaftliche Leitperspektive der Katholizismusforschung bestimmen. Denn tatsächlich unterschied sich die Situation der Kirche in ihrer Konfrontation mit Faschismus, Bolschewismus und Nationalsozialismus fundamental von ihrer Situation gegenüber den liberalen Nationalstaaten des 19. Jahrhunderts, und zwar durch die existentielle Bedrohung durch atheistische Ideologien. Je mehr Distanz wir zum 20. Jahrhundert gewinnen, umso mehr scheint mir dies die gebotene sozusagen universalhistorische Perspektive zu sein, in die sich das Teilthema „Pius XII. und der Zweite Weltkrieg“ einfügen hat. Der jetzt eröffnete vatikanische Quellenbestand der Jahre 1922 bis 1939 gibt uns reichstes Material an die Hand, diese Perspektive strategisch zu befestigen und den Bogen vom Ersten bis zum Vorabend des Zweiten Weltkrieges zu ziehen, also über jene Jahre hinweg, in der sich die totalitären Ideologien erst vollständig formierten und etablierten.

Was schließlich das öffentliche Auftreten von Vertretern der deutschen zeitgeschichtlichen Katholizismusforschung in der massenmedial geprägten Debatte um das „Schweigen Pius' XII.“ betrifft, sei äußerstes Selbstbewusstsein angeraten. Denn hier geht es um Politik, nicht um Wissenschaft, geht es um Wirkung und Einfluss, nicht um Erkenntnis. Goldhagensche Zumutungen können in gleicher Münze zurückgezahlt werden, indem sie als das bezeichnet werden, was sie sind: Verleumdungen. Eine wissenschaftliche Antwort lässt sich auf solche Zumutungen nicht geben, sondern nur eine öffentlichkeitswirksame, möglichst zugespitzte, auf keinen Fall länger als dreißig Sekunden dauernde. Um die These vom schuldhaften Schweigen des Papstes zurückzuweisen, ist längst keine Forschung mehr notwendig, dank nicht zuletzt auch der Bemühungen der zeitgeschichtlichen Katholizismusforschung. □

Brennpunkte, Perspektiven, Desiderata zeitgeschichtlicher Katholizismusforschung

Hans Günter Hockerts

Religion ist relevant. Man spricht von einem steigenden Interesse an religionsgeschichtlichen Themen und von einem Publikationsboom einschlägiger Art. Das Thema führt keine Nischenexistenz, sondern kann mit einem großen und steigenden Interesse rechnen, jedenfalls im Prinzip.

Warum ist das so?

Ein Grund dafür ist die sogenannte „Kulturalistische Wende“. Die Schlüsselkategorien der Kulturgeschichte heißen Sinn und Bedeutung. Und Religionen sind Prototypen der Ausprägung und Vermittlung von Sinn und Bedeutung. Das betrifft sowohl die religiösen Normen und Lehren als große Deutungssysteme als auch die subjektive Religiosität, also die Dimension des Erlebens von Sinn und Bedeutung. Aber bereits vor der „Kulturalistischen Wende“ hatte die Gesellschaftsgeschichte die Religionen als achtbaren Gegenstand aufgenommen. Nicht die Väter der Gesellschaftsgeschichte, die waren religiös absolut unmusikalisch; aber die Söhne und Töchter. Es war die zweite Generation der Gesellschaftshistoriker, die die Religionen entdeckt haben als Vergesellschaftungskern, die man beachten muss, und insbesondere das katholische Milieu, weil es von der Mitte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts neben dem sozialdemokratischen zu den stabilsten Vergesellschaftungskernen der deutschen Geschichte zählte. Also war auch die Gesellschaftsgeschichte nicht mehr an der Katholizismusforschung vorbeigekommen. Und während die Oberhäupter der Gesellschaftsgeschichte und der Kulturgeschichte sich sonst spinnefeind sind, so stimmen beide Denkschulen doch mehr und mehr darin überein, das Feld der Religionsgeschichte und Konfessionsgeschichte interessant zu finden. Es gibt noch mancherlei andere Gründe für das neue wissenschaftliche Interesse an der Religion. Einer wenigstens sei kurz skizziert. Es ist ein ungeheurer Vorgang: die Erschöpfung des Fortschrittsglaubens im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts. Man wird das im Rückblick genauer sehen als mit der niedrigen Augenhöhe des Zeitgenossen, dass der Siegeszug des Konzepts Geschichte als Fortschritt vom 18. Jahrhundert bis in die 1970er Jahre reichte, dann erstaunlich schnell zerfallen und ersetzt worden ist durch anders akzentuierte Konzepte; zum Beispiel das Konzept Geschichte als Gedächtnis. Hinter diesem enormen Vorgang verbirgt sich der Zerfall aller großen Zentraltheorien, die meinten, man könne die ganze Geschichte aus einem Guss erklären. Dahinter verbirgt sich auch, dass die Modernisierungstheorie ins Wanken gekommen ist, jedenfalls in ihren allzu selbstgewissen und siegesgewissen Varianten. Im Bann einer eher einfach gestrickten Modernisierungstheorie musste man nicht viel über Religion forschen, denn es war ja ohnehin klar: Modernisierung heißt Säkularisierung, und Säkularisierung heißt, dass die Religion gesellschaftlich irrelevant wird. Aber wenn man auf die modernste der modernen Gesellschaften blickt, auf die USA, dann sieht das ja ganz anders aus. Da gibt es sehr viele, sehr vita-



Prof. Dr. Hans Günter Hockerts, Professor für Geschichte der neuesten Zeit an der Universität München

le Religionsgemeinschaften, und darüber eine Schicht der Verschmelzung von Politik und Religion sehr lebendiger, zivilreligiöser Art.

Samuel P. Huntington hat in seinem Buch „The Clash of Civilizations“ die Welt in sieben oder acht Zivilisationen eingeteilt und dabei als das weltweit wichtigste Abgrenzungskriterium die jeweiligen Religionsverhältnisse genommen. Man kann sehr wohl an Huntingtons Buch einiges kritisieren, einschränken, modifizieren. Aber in einem Punkt hat er sicher recht: Die Macht der Religionen ist in der weiten Welt entschieden größer, als das vergleichsweise kleine Sample der Intelligencia in den urbanen Zentren Mitteleuropas es sich träumen lässt.

Ich breche die Suche nach Erklärungen für das neue Interesse an Religionsgeschichte hier ab und halte nur fest: Religion ist relevant. Die zeitgeschichtliche Religionsforschung hat es daher mit einem bedeutenden Gegenstand zu tun, und die Katholizismusforschung im besonderen hat die Chance, vom Rande nicht gerade ins Zentrum, aber doch einige Schritte in Richtung Zentrum der Wissenschaft zu rücken.

Im Titel meines Beitrags steht: „Brennpunkte und Desiderata“. Mit „Brennpunkten“ ist der Streit auf den Forschungsfeldern gemeint, die schon beackert werden, mit „Desiderata“ das, was künftig neu oder anders zu tun ist.

Brennpunkt I: Katholizismus und Antisemitismus.

Es gab einen religiös begründeten Antijudaismus; das ist unbestritten. Und es gab einen Rassenantisemitismus, der nach Auschwitz führte. Zwischen dem religiös begründeten Antijudaismus und dem Rassenantisemitismus lagen Welten, tiefe Gräben, und es führte keine Brücke von dem einen zum anderen. Aber – und das ist das Streitfeld – es gab eine Zwischenzone, weder das eine noch das andere, sondern die Zwischenzone, die Urs Altermatt den „sozialkulturellen Antisemitismus“ ge-

nannt hat. Kurz gesagt: Juden als Sündenböcke zur Abwehr der als bedrohlich empfundenen Seiten der Moderne. Diese Zwischenzone ist und bleibt ein wichtiges und gleich doppelt strittiges Forschungsfeld. Strittig ist zum einen die Eindringtiefe des sozialkulturellen Antisemitismus im Katholizismus, und strittig ist zum anderen der Wirkungsanteil im Zusammenhang der Verfolgung und Ermordung der Juden im nationalsozialistisch beherrschten Europa. Ich kann hier nur in aller Kürze vorflinken Formeln warnen und dafür ein einziges Beispiel geben: Olaf Blaschke schrieb einmal den folgenden knappen Satz: „Je intensiver der Ultramontanismus, desto vehementer der katholische Antisemitismus.“ Eine Gesetzesaussage! Es ist undenkbar, jemanden zu finden, der ultramontaner war als der Münchener Philosophiedozent Dietrich von Hildebrand (1889–1977). Andere werden ähnlich ultramontan gewesen sein, aber noch ultramontaner geht nicht. Er verließ Deutschland schon im März 1933, ging nach Österreich, um an der Seite von Dollfuß gegen Hitler zu streiten. Und er war dort eine Art Wanderprediger gegen den Antisemitismus. Er bekämpfte in seinen Vorträgen den Antisemitismus unter anderem mit Bezug auf eine Verurteilung des Antisemitismus in den „Acta Apostolicae Sedis“ aus dem Jahre 1928. Und dann fügte er hinzu: „Roma locuta, causa finita“. Ergo: Wenn ein Katholik heute noch Antisemit ist, will er die Kirche und ihr Gebot nicht hören. So sperrig ist die Wirklichkeit, so „terribles“ sind die „simplificateurs“.

Brennpunkt II: Pacelli, Pius XI., Pius XII.

Immer noch sind bei der Suche in Gegen- und Seitenüberlieferungen bedeutende Quellenfunde möglich. Die gesamte Überlieferung des zionistischen Zentralarchivs in Jerusalem zu den Jahren 1925 bis 1945 etwa ist noch nicht annähernd wissenschaftlich gesichtet. So entdeckte Thomas Brechenmacher in diesen Dokumenten vor kurzem eine kleine Sensation: den Bericht des zionistischen Delegierten Moshe Waldmann über ein Gespräch mit dem Oberrabbiner von Rom, Prato, vom Mai 1938. In diesem hebt der Oberrabbiner die Bereitwilligkeit Pacellis uneingeschränkt hervor, aus der fundamentalen Gegnerschaft des Vatikans gegen das Neuheidentum des Nationalsozialismus für die Belange der Juden einzutreten. Dies ist ein Mosaikstein und nicht alles, aber ein wichtiger Mosaikstein, und einer, der zu dem von Rolf Hochhuths Dichtung geprägten Bild nicht passt. Wie aber können wissenschaftliche Ergebnisse der Öffentlichkeit vermittelt werden? Gestatten Sie mir hierzu einen kleinen Exkurs: Sie kennen vielleicht die Autobiographie des Schweizer Klarinetisten Benjamin Wilkomirski „Bruchstücke“. Darin beschreibt er, wie er als jüdisches Kind die Todeslager erlebte und überstand. Dieses Buch ist ein Welterfolg geworden, in viele Sprachen übersetzt, mit Auszeichnungen und Preisen überschüttet. Wilkomirski ist als Zeitzeuge vor Schulklassen und vor Universitäten aufgetreten und auch in Steven Spielbergs „Shoa Foundation“ Videothek aufgenommen, als Zeitzeuge. Inzwischen wissen wir, dass alles komplett erfunden ist. Der Autor ist Bruno Dösekker, ein Schweizer, der in der von ihm autobiographisch memorierten Zeit seinen Fuß nie über die Grenzen dieses schönen Landes gesetzt hatte. Warum Dösekker fälschte, muss jetzt nicht interessant sein; aber warum das ein Welterfolg war, ist interessant. Hier galt etwas als authentisch, und zwar ungefragt als authentisch, selbstläuferisch als

authentisch, weil es den im Publikum vorherrschenden Erwartungen und Schablonen so exakt entsprach. Ähnlich verhält es sich mit Rolf Hochhuths „Stellvertreter“. Als Hochhuth 1960 bis 1962 sein Drama schrieb, konnte er nur auf minimale Quellenkenntnis rückgreifen. Es gab eben noch keine Quelleneditionen oder Quellen anderer Art, die im großen Maß verfügbar waren. Das kann man ihm nicht zum Vorwurf machen. Dass er als Theaterdichter die Bühne als moralische Anstalt fiktional bevölkert, kann man ihm auch nicht zum Vorwurf machen. Das ist sozusagen der Beruf des Dichters, zu dichten. Aber seit einem halben Jahrhundert nimmt das Publikum die Fiktionalität für die Realität! Nicht Hochhuths „Stellvertreter“ ist das Problem, sondern die Erwartungshaltung des Publikums, und die Unmöglichkeit, diese Erwartungshaltung mit den Befunden der wissenschaftlichen Forschung mindestens zu differenzieren. Ich glaube, wir müssen uns bescheiden und sagen, Aufgabe der Wissenschaft ist es, dafür zu sorgen, dass jeder, der es besser wissen will, es auch besser wissen kann. Mehr kann die Wissenschaft mit ihren eigenen Mitteln nicht leisten. Zur Vermittlung braucht die Wissenschaft Dolmetscher. Unsere Aufgabe ist es, darüber nachzudenken, wie wir Dolmetscher finden und wie wir mit ihnen besser zusammenarbeiten können. Wir leben seit den 1960er Jahren im massenmedial-audiovisuellen Zeitalter, mit außerordentlich tiefgreifenden Auswirkungen. Man kann es nicht stark genug betonen: Nicht das Lesen von Büchern und schon gar nicht das Lesen dicker wissenschaftlicher Wälzer prägt die Wahrnehmung der Wirklichkeit und das Bild der Geschichte, sondern Hören und Sehen, Inszenieren und Zeigen.

Brennpunkt III: Katholizismus in der Bundesrepublik.

Die Erforschung der westdeutschen Demokratiegewinnungsgeschichte ist in den 1960er Jahren hinter der Erforschung der Diktaturgeschichte (Nationalsozialismus, DDR) zurückgetreten und fast abgebrochen. Diese muss wieder aufgegriffen und verstärkt werden. Auch wenn manch einer dazu neigt, das Erkenntnispotential des Milieukonzepts für ausgereizt zu halten, sind Urs Altmatt und andere doch der Ansicht, man könne es noch ergänzen. Zwei Ergänzungen will ich nennen, weil sie so wichtig sind. Zum einen die Generationen. Man muss sich darüber im klaren sein, dass die großen historischen Traditionsmilieus (und das katholische ist das exponierteste und festeste) Veranstaltungen waren zur Neutralisierung des Generationsfaktors. Diese Milieus wollten Garantien der Beständigkeit sein, die sich vererbten. Milieus sind auch der wichtigste Differenzierungsfaktor innerhalb der Generationen. Es gehört zu den großen Legenden, dass die Generationen eine Einheit seien. Generationen können Problemgemeinschaften sein, sind aber niemals Problemlösungsgemeinschaften. Sie zerfallen immer in unterschiedliche Problemlösungsgemeinschaften. Auch die 68er haben exakt 2,3 % der studierenden Jugend der damals einschlägigen Altersjahrgänge ausgemacht, nicht mehr. Milieus sind also sehr wichtig für die Binnendifferenzierung der Generationen. Umgekehrt sind die Generationen Beschleuniger des Wandels der Milieus. Also: Generation und Milieu als Begriffspaar, welches sich aufs engste ergänzt, ist so wichtig, dass man es künftig noch mehr in den Blick nehmen sollte als bisher. Die andere Ergänzung ist die Frauengeschichte. Nicht, weil es zum guten Ton

gehört, sondern, weil es auch im Rahmen der Katholizismusforschung aufschlussreich ist, die Geschichte der Frauen systematischer in den Blick zu nehmen. Man kann ja als Nachzügler, in diesem Fall als Historiker der Kommission für Zeitgeschichte, den Vorteil des Latecomer nutzen und sofort auf höherem Niveau einsteigen. Man muss ja die Überschussreaktionen der Anfangszeit der Frauengeschichte nicht nachholen. Im Anfang waren die Frauen Opfer oder Heldinnen – je nachdem, was man für den Gegenwartszweck gerade besser brauchte. „I am a victim“ ist ja heute das, was früher einmal der Spruch war „civis romanus sum“. Nein, man kann es nuancierter machen, und man muss es auch nicht als General-schlüssel nehmen. „Gender studies“ ist ein Aspekt, eine Betrachtungsweise, und je nach dem Gegenstand kommt man mit ihr weit oder nicht weit. In den 1960er Jahren ist so etwas wie eine beschleunigte Auflösung der herkömmlichen Sozialgestalt des Katholizismus zu beobachten. Und die große Forschungsfrage lautet: Was kam dann? Was kam nach der Epoche des Milieukatholizismus? Der Katholizismus ist ja nicht verschwunden. Er ist ja noch da. Es gibt ihn ja noch, von der Katholischen Akademie in Bayern bis zur Telefonseelsorge, von dem Dienstleistungsgiganten Caritas bis zu dem höchst verdienstvollen Maximilian Kolbe Werk. Und nebenbei bemerkt stand in den frühen 1990er Jahren an der Spitze der Spitzenorganisationen der Wissenschaft in Deutschland, nämlich der Max-Planck-Gesellschaft und der Deutschen

Nicht die Epoche der Nationalstaatsbildung, sondern die Epoche der Nationalstaatsentbildung sollte nun in den Blick der Katholizismusforschung geraten.

Forschungsgemeinschaft, jeweils ein prominenter praktizierender und bekennender Katholik, Hans F. Zacher im einen, Wolfgang Frühwald im anderen Falle. Von katholischer Inferiorität in der Wissenschaft also keine Spur. Nicht Erosion, sondern Transformation also? Die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ des Zweiten Vatikanischen Konzils sprach von „rapida rerum mutatio“. Vielleicht kann man von Mutation sprechen, vielleicht von Gestaltwandel. Da sei der Phantasie keine Grenze gesetzt. Aber nicht die Benennung ist das Problem, sondern die Untersuchung. Und da kommt es in der Tat auf eine enge Zusammenarbeit der Zeithistoriker mit den Nachbarwissenschaften an, ganz besonders mit der Religionssoziologie. Alle großen Gründungsväter der Soziologie waren nicht zuletzt Religionssoziologen, Max Weber vorneweg. Sie hatten damals schon erkannt, dass die Religionen bewegende Deutungsmächte sind, und es ist sehr zu begrüßen, dass es nach einer längeren Wüstenwanderung heute Soziologen wieder ähnlich sehen, und dass Historie und Soziologie sich auf dem Feld der Religionsforschung und Religionserforschung wieder begegnen. Wir Feld-, Wald- und Wiesen-Zeithistoriker können dabei von den Soziologen sehr viel lernen. Aber ganz ohne uns geht es alleine schon deswegen nicht, weil die systematischen Begriffe der Soziologen, wie das Wortmonstrum „Deinstitutionalisierungsprozesse“, von uns mit Anschauung und Leben gefüllt werden müssen. Was dort in systematischen Untersuchungskriterien erkannt wird, müssen wir in seiner Lebensbe-

deutsamkeit zeigen. Die Geschichte des Katholizismus, nicht der selbstverschuldeten Unmündigkeit, aber aus dem Milieu, ist eine erbitterte Konfliktgeschichte, eine erbitterte, auch lebensgeschichtlich zu erfassende Konfliktgeschichte. Die Milieus, das waren ja Vergemeinschaftungen, die sich nach außen abgrenzten und die Homogenität im Inneren steigerten, indem sie Konflikte nach außen verlagerten, an die Außengrenzen. Der Nachmilieu-Katholizismus hat alle diese Konflikte in den eigenen Reihen; es sind Binnenkonflikte geworden. Wie gut, dass die Geschichtswissenschaft das Privileg hat, mehrere Perspektiven zu erarbeiten und miteinander zu verknüpfen, stereoskopisch zu sehen, wie Johann Droysen gesagt hat, und nicht präskriptiv entscheiden zu müssen, welche die richtige ist. So wird die Zeithistorie sowohl die Perspektive derer herausarbeiten, beschreiben und erklären müssen, die die alte Ordnung wertschätzten und daher die neue Ordnung als Unordnung wahrnehmen, die darunter leiden, dass aus Geboten Angebote geworden sind. Aber auch die Perspektive derer, die unter neuen Strukturzwängen nach einer neuen Sozialgestalt des Katholizismus suchen, unter den neuen Rahmenbedingungen einer funktional differenzierten Gesellschaft, in der jeder Funktionsbereich gnadenlos den eigenen Rationalitätskriterien folgt und die überdies größtenteils entchristlicht ist. In einer solchen Gesellschaft kann es keinen Milieukatholizismus alter Gestalt geben. Wenn man später einmal auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts zurückblickt und fragt, was sind die ganz großen Themen, so wird man sagen: der Ost-West-Konflikt, die europäische Integration und der Nord-Süd-Konflikt, die Entstehung der Dritten Welt; wobei die Entstehung der Dritten Welt ein bleibendes Ergebnis der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist, während der Ost-West-Konflikt kein bleibendes Ergebnis ist, so dass der erste Konflikt im Laufe der Zeit wichtiger wahrgenommen wird als der letzte, der vorbei ist. Diese drei großen Deutungsachsen sind jeweils mit der Geschichte des Katholizismus zu vermitteln. Beim Ost-West-Konflikt genüge der Hinweis darauf, dass neuerdings „Cold War Culture“ das Forschungsprogramm bestimmt. Und der Katholizismus hat im Kampf um Deutung – und der Kalte Krieg war nicht zuletzt ein Kampf um Deutung – kräftig mitgewirkt, und zwar in beiden Austragungsmodi des Ost-West-Konflikts, sowohl in der Zuspitzung des Kalten Krieges wie auch im Modus der Entspannung. Nord-Süd-Konflikt: ein ganz großes Thema. Die weltkirchliche Öffnung um 1960. Nicht nur die Vormächte Moskau und Washington haben um 1960 die Dritte Welt als die eigentliche kritische Masse in der Austragung des Ost-West-Konflikts entdeckt. Mutatis mutandis hat auch die Kirche die weltkirchliche Öffnung um 1960 zum großen Programm gemacht – es genüge, die Gründung von Adveniat, von Misereor zu nennen, die Gründung von Zentralstellen für Entwicklungszusammenarbeit. Und was die europäische Integration betrifft, so muss man doch sagen, dass eigentlich nicht mehr so sehr die Nationalstaatsbildung das große Thema der Katholizismusforschung ist. Nicht mehr die Epoche der Nationalstaatsbildung, sondern die Epoche der Nationalstaatsentbildung sollte nunmehr in den Blick geraten; die grenzüberschreitenden Kontakte von der Supranationalisierung bis zu verschiedenen Formen der Inter- und Transnationalisierung. Denn wo gibt es eine grenzüberschreitende Macht als die Religion? □